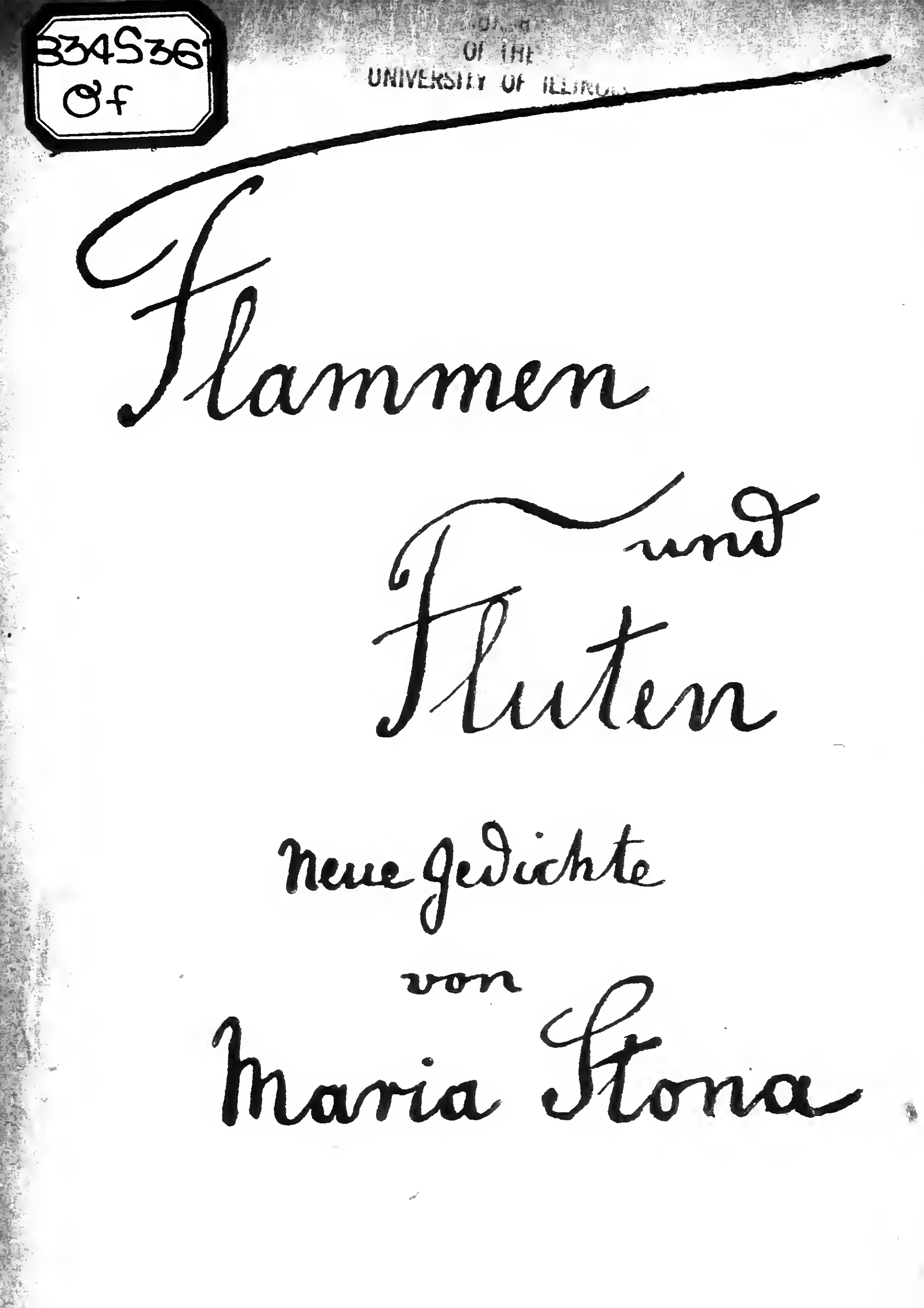
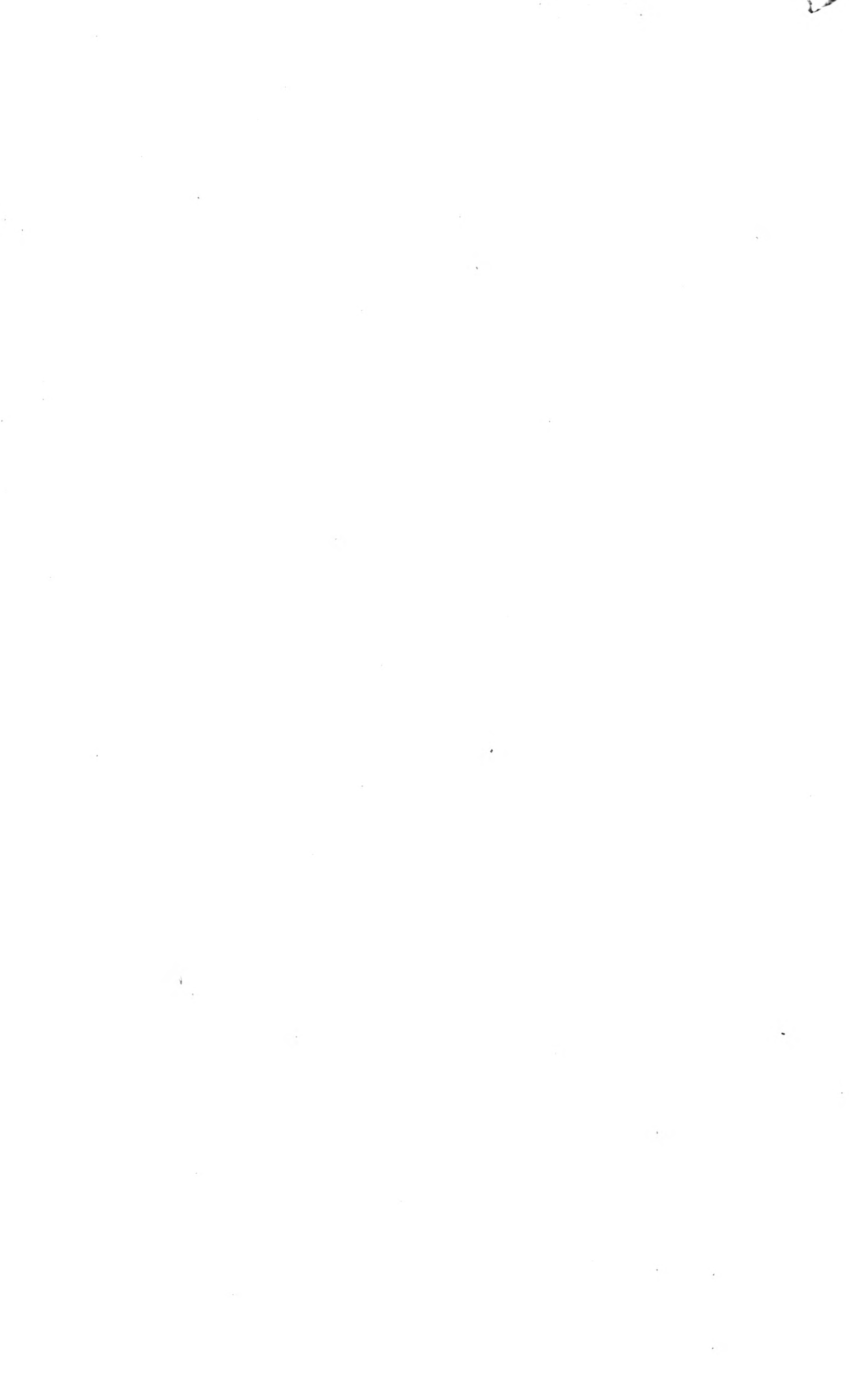

Flammen
und
Fluten
neue Gedichte
von
Maria Stona



MARIA STONA

FLAMMEN UND FLUTEN



FLAMMEN
UND
FLUTEN

NEUE GEDICHTE

VON

MARIA STONA



DRESDEN
VERLAG VON CARL REISSNER
1912

Von diesem Buche wurden fünfzig numerierte Exemplare auf echt holländisch Bütten abgezogen, in Pergament gebunden und von der Verfasserin signiert. Der Preis eines Exemplares dieser Luxusausgabe beträgt Mark 10.—

Druck von Petzschke & Gretschel, Dresden 27

NATUR UND VOLK

Ich grüße dich, heilige Erdenscholle . . . .
Aus deiner Krume
Erblüht die Blume,
Sprießt hoch empor der strebende Baum,
Hebt sich des Menschen wechselnder Traum.



MEIN LAND



SCHOLLE UND WEIB

Ich grüße dich, heilige Erdenscholle,
Die du Jahrtausende überdauert,
Mich schauert
Vor deiner erhabenen Kraft.
Du Triebevolle
Bist es allein, die Wunder schafft.
Aus deiner Krume
Erblüht die Blume,
Sprießt hoch empor der strebende Baum,
Hebt sich des Menschen wechselnder Traum.

Die Brut nie ausgezählter Ernten trägt dein Schoß,
Aus dir ringt sich das todgeweihte Leben los,
Der Menschen Werke fallen dir zum Raub,
Und ihre Schönheit sinkt in deinen Staub.
Spottest du ihrer, oder liebst du sie,
Die du geweckt und tötest? Nie
Enthüllt sich deines Schaffens stumme Lust,
Wie ein Geheimes bleibt sie dir bewußt.

Du lächelst mild —
Dort Wald, hier Wiese, drüben Wildpfad nur,
Bist bald vom Strome lieblich eingehüllt,
Bald grüßt der Sturmwind deine grüne Flur,
Im wogenreichen Meere hältst du Rast
Und spielend trägst du weiter Städte Last.
Zu dir senkt zärtlich sich des Mondes Glanz,
Die Wolken flechten dir den feuchten Kranz,
Die heiße Sonne schenkt dir ihre Glut, —
Sie weckt die Kraft, die schlummernd in dir ruht ...

Grolle mir, grolle,
Gesegnete Scholle,
Mit flammendem Brennen
Regt sich in mir ein staunend Erkennen:
Ohne den Gott des ewigen Lichts
Vermöchtest du nichts,
Und bliebest arm, wie er es wäre
In seiner Ewigkeiten Sphäre,
Nähmst du nicht auf, was er in dich versenkt, —
Denn seinen Reichtum fühlt nur, der da schenkt.
So seid ihr Zwei und seid doch Eins in Taten,
Und eurem Bund entsprießen goldne Saaten . . .

Rolle nur, rolle,
Du selige Scholle,
Mir ist, als ob ich von dir lernen sollte . . .
Ach, ich Armselige wollte
Mein Lebenswerk allein beginnen —
Da sah ich meine Stunden leer verrinnen,
Dem Siegermute folgte schweres Zagen,
Ich schwankte her und schwankte hin —
Du zeigst mir ernst des Lebens tiefen Sinn . . .
Was auch vermessne Frauenherzen sagen,
Eins bleibt gewiß trotz alles herben Spottes:
Scholle und Weib bedürfen eines Gottes,
In seiner Kraft, in seines Lichtes Wahrheit
Vollendet sich ihr Werk zu reifer Klarheit.

SASS EIN HIRT AM HÜGELRAND . . .

Saß ein Hirt am Hügelrand,
Spielte die Schalmeie
Und sein Blick flog über Land
Weit hinaus ins Freie.
Über ihm die Lerche sang,
Zicklein ihm zu Füßen sprang.

Auf den Wiesen war ein Blühn,
Fein und zart wie seiden,
Himmelssonne im Verglühn
Grüßte Bach und Weiden.
Seine Flöte blies der Hirt,
Ton um Ton zu Tale flirrt.

War mir doch, als saß er dort
Viele tausend Jahre,
Und die Zeit zog leise fort,
Fern ins Wunderbare.
Zicklein ihm zu Füßen sprang,
Über ihm die Lerche sang . . .



DIE HEILIGEN

Ich fuhr heut durch das Frühlingsland,
Die Saaten standen in grünem Band,
Und über ihrem sanften Schweigen
Schwang sich der Lerche Jubelreigen.

In einem Dorfe hielt ich Rast,
Drauf ruhte des Maien Sonnenglast,
Die Kirschen blühten, wie weißen Schaum
Trug's mancher altehrwürdige Baum
Und schmiegte sich an ein moosiges Dach.
Die Leute gingen der Arbeit nach,
Die Weiber schwatzend, mit breiten Mündern,
Umringt von hüpfenden, heischenden Kindern,
Doch schweigend schritt ein jeder Mann
Hinter dem braunen Pferdegespann.

Sankt Florian stand in grauem Stein,
Sah wie ein Römerkrieger drein,
Er krümmte die Schulter und schwenkte die Wehr
Der Flammen und den blanken Speer,
Breitspurig reckte er sich vor,
Als hütete er der Häuser Tor.

Unter verwittertem Holzgerüst,
Das allen Zierschmuck eingebüßt,
Hob altersgrau sich Sankt Johann
Und sah des Daches Luken an.
Längst hat das morsche sich schief gesenkt
Und droht zu bersten, doch niemand denkt

Den bösen Schaden wegzuflicken;
Johannes muß sich ins Wetter schicken.

An einem strohgedeckten Haus
Schimmerte windgebleicht ein Strauß
Vom Muttergottesbilde nieder.
Maria bog die müden Lider
Und ruhte so schwer in tiefen Blässen,
Als hätt' sie alles Leben lang vergessen.
Doch von der Hütte Steinesfliesen
Sah ich ein Leuchten sich ergießen:
Auf breitem Kissen saß ein Kind,
Ein Blütenkranz umschlang es lind,
Aus Feldesblumen zart gebunden.
Gewinde von gelbem Löwenzahn
Schmiegten den kleinen Schultern sich an
Und küßten die Wangen, die runden;
Die jungen Augen glänzten mild, —
So blickt' es still, ein Heiligenbild,
Vom Leben rot und weiß gemalt,
Von Maiensonne licht umstrahlt,
Und lachte lieblich für sich hin,
Mit Blüten spielend . . . Ergriffen bin
Ich bin vor dem Kind ins Knie gesunken,
Von seiner goldnen Glorie trunken.

Dem Dorfe mag die Zukunft glücken,
Das viele solcher Heiligen schmücken.



IN DER HÜTTE

In der Hütte, heiß von Schmerzen
Kreißt ein zartes junges Ding,
Das sich unter Frühlingscherzen
Wehes Leid zur Liebe fing.

Aus der angstgepreßten Kehle
Drängt sich zitternd Schrei um Schrei,
Und die qualzerrissne Seele
Ächzt im Stöhnen: „Wär's vorbei —"

„Rettet mich — o helft! Versenkt mir
Einen Stahl in solche Not,
Seid barmherzig — ach! und schenkt mir
Endlich den Erlöser Tod!"

Rings im Bangen stehn die Frauen,
Manche Träne niederquillt.
„Dulde — trage — hab' Vertrauen,
Jamm're nicht so frevelwild."

Draußen blickt die gelbe Mühle,
Und das Wasser schwillt wie nie,
Singt den Schmerzen eine kühle
Flutumrauschte Melodie.

Rasche Hände, weiche Glieder,
Wehes Wimmern, dünn und fahl,
Fiel ein Stern vom Himmel nieder,
Sank ein Weib vom Marterpfahl.

Still Veratmen — Arme schweben,
Fassen sanft ein Kindlein an,
Und der Mutter Lippen beben:
„Hat es sich nicht weh getan?“

Ihre Stirn umglänzt in dichten
Perlen schimmerndes Geschmeid,
Und die Hütte wird zum lichten
Thron der Mutterherrlichkeit.



DAS ERSTE WEINEN

Ach dies erste, leise graue Weinen,
Das vergeß' ich nimmer, nimmermehr,
Rieselnd floß es hin, mir wollte scheinen,
Zaghaft käm's aus fremdem Sterne her.

Wie sich dünn das Kind vom Laken reckte,
Lichtumspült den runden, weichen Kopf,
Wie's die Gliederchen so scheu verstreckte,
Ein armseliger, erschrockner Tropf —

Tropfen aus des Himmels Paradiese,
Der verloren zu der Erde rann,
Über weißer, rotgefleckter Wiese
Zitternd auf das Leben sich besann.

DAS LETZTE WEINEN

Ach dies letzte, leise graue Weinen,
Das vergeß' ich nimmer, nimmermehr,
Da die Treuen standen um den Einen,
Dem des Lebens Bürde ward zu schwer.

Wie er müd in sich gebeugt, vergangen,
Mit dem Blick den Boden hat gesucht,
Über die erblaßten Faltenwangen
Zitternd rann der Tränen lichte Flucht —.

Wie die Hand so schwach das Bettuch streifte,
Und der Hauch so angstvoll strich, so krank —
Garbe, die dem Tod entgegenreifte,
Unter unsichtbarer Sense sank.

SOMMERNACHT

Sternengleich, vom blassen Licht beleuchtet,
Weiße Lilien über Gräsern schweben,
Ihre Kelche schimmern taugefeuchtet,
Wie sie bleich der Erde Haupt umgeben.

Ein bewegtes, reichverstreutes Glänzen
Flimmert hoch in dunkler Lüfte Räumen,
Himmelsantlitz, unter Blütenkränzen
Scheinst auch du in sanfter Nacht zu träumen.

HOCHWASSERNOT

Das brodelt und gurgelt und wischt und zischt,
Hoch über das Ufer sprüht flockender Gischt,
Aus schwarzen Klüften dreht sich's herauf
Und wirbelt in Kreisen zum schäumenden Hauf.

Ein Splurren und Glurren, ein Murmeln und Frei'n,
Hier leckt es den Boden, dort bohrt es sich ein,
Bald zieht es zur Tiefe, scheu rieselt der Sand,
Bald greift nach den Steinen die wühlende Hand.

Die Weiden rollen entwurzelt am Damm,
Schon legt sich zur Seite der Eschenstamm,
Die Hütten am Ufer blicken so bleich,
Der Mond sieht schauernd ins dunkle Reich.

Ein Balken schwimmt im Strom heran,
Vier Burschen brechen sich freie Bahn.
„Greift zu! — Das scheint ein derber Block!"
Sie halten ihn auf mit Haken und Stock.

Da bringen die Fluten in stürmender Hast
Dem Ufer entgegen neue Last,
Die Männer weichen betroffen zurück:
„Fort mit dem Gast, der bringt kein Glück!"

„Schiebt ihn nur weiter, dem Nachbar zu —
Wir haben kein Geld für Grab und Truh!“
Mild küßt der Mond mit weißem Licht
Ein schmerzgebleichtes Angesicht.

Wie die Verstoßene fernab schwimmt,
Ist es, als wenn der Strom ergrimmt
Sich aufwärts höbe — daß Gott erbarm —
Reckt drüben die Tote nicht drohend den Arm?

Sie starren erschrocken — sie zaudern — sie fliehn —
Jäh schwillt die Flut nach ihnen hin,
Und die noch eben bedachtsam gewacht,
Versinken in grauenvolle Nacht.

Und über sie wälzt sich ein rauschendes Meer,
Das wogt so keuchend und stöhnt so schwer
Und schäumt und sprüht und zischt und saust
Und schlägt die Lande mit grimmiger Faust.

HERBST

Gelbe Vögel fliegen durch die Luft,
Wirbeln nieder zu der Erde Feuchte,
Ein bewegter, laubdurchstäubter Duft
Füllt der Bäume herbstliches Geleuchte.

Mit gelösten Fingern greift der Wind
Durch der Zweige flatterfrohe Saiten,
Weit, auf dunklen Rossen, pfeilgeschwind
Seh ich rote Wolkenfrauen reiten.

Vor des Herrschers Tigerfleckenheer
Nahen kühn des Nordens Nebelriesen,
Jauchzen dröhnt und Jubel schwingt umher,
Seine Fülle faßt nicht Wald noch Wiesen.

Singe, Herz, und töne hell hinein
In des Königs reifestarkes Jagen,
Wann der Stürme Fiedeln und Schalmein
Toll umsausen seinen Krönungswagen.

Letzte Rosen ihm am Gürtel blühn,
Golden greift die Krone nach den Sternen,
Dionysisch wallt im Purpurglühn
Sein Bacchantenzug in trunkne Fernen.

SPÄTE TAGE

Als ich jüngst durch meine Wälder
Hingeschritten bin,
Flogen mir wie Sturmesvögel
Lieder durch den Sinn.
Mit den windgepeitschten Blättern
Jagten sie daher,
Und in wilden Melodien
Schwang der Lüfte Meer.

Als ich heut die alten Wege
Wieder kam entlang,
Schwieg der tollen Sturmesvögel
Jauchzender Gesang.
Von zerquälter Todesruhe
War der Wald so voll,
Und aus schwerem Wolkenantlitz
Träne um Träne quoll.

NEBELWALLEN

Ich starre stumm ins Nebelgrau,
Der Ahorn wird zur alten Frau
Mit langen, flatternden Haaren,
Der Wald zur dunkelfordernden Schlucht,
Das Tal zur blassen Meeresbucht,
Drauf zage Barken fahren.

Die Ferne webt so welk und bleich;
Ein sondersames Totenreich
Hebt sich in leere Weiten,
Und aus dem unbekannten Land
Gesenkten Haupts, erhobner Hand,
Weinende Geister schreiten.



HEIMGANG

Du müdes Volk, auf regennasser Straße
Welk, unter grauen Wolken wankst du schwer,
Dein Antlitz neigt sich tief, das kummerblasse,
Als ob dein Ziel die braune Erde wär'.

Die breite Bürde trägst du auf dem Rücken,
Und leidumhüllt dein trübes Auge sieht,
Wer zählt die Sorgen, die dich bang bedrücken,
Wer kennt die Schwermut, die dich niederzieht?

Die rauhen Fäuste auch im Schreiten ballst du,
Als hielten sie das Werkzeug hart umfaßt,
Und taumelnd über Steinespfade wallst du
Mit deines Lebens ungeheurer Last.

Da teilt die Wolke sich, ein goldnes Blitzen
Erfüllt die Luft, und nieder rinnt es sacht — —
Aus deines Weges schmalverlornen Pfützen
Lacht dir des Himmels Paradiesespracht.



SUCHT MIR IM WALD EINEN EICHENSTAMM . . .

Sucht mir im Wald einen Eichenstamm,
Den sollt ihr in Bretter zersägen,
Draus baut eine Truhe, starr und klamm,
Darein will ich mich legen.

So will ich ruhn in strenger Hut
Am Herzen meines Baumes,
Der soll dem tollen roten Blut
Verwehren die Lust des Traumes.

Die Vögel, die seine Krone durchschwirrt,
Schweigen wie meine Gedanken,
Rings tiefe Ruhe, kein Rauschen irrt
Durch unsre Stille, kein Schwanken.

Wir liegen beide gestreckt und bleich,
Kein Sehnen darf uns durchflammen,
Wir liegen im tiefen Erdenreich
Wie tote Brüder beisammen.





DER ARBEITER



BERGMANNSFEST

Was kommt dort für ein Zug herauf
Mit Fahnen und Fanfaren,
Was wallt so schwer der fremde Hauf
Von ungezählten Scharen?
Stumm wanken und schwanken die Leiber,
Am Wege stehn ernste Weiber
Mit rauhen Händen und glatten Haaren.

Das scheint ein Heer von Schatten zu sein,
Von längstbegrabenen Toten,
Bang rang sich's empor an den Sonnenschein
In dumpfumschlossenen Schloten.
Das wühlte noch gestern in Särgen,
Wo Lasten und Mühen sich bergen
Und tausend Gefahren es sausend umdrohten.

Wie tut der Tag den Augen weh,
Wie zieht er die Züge zu Falten,
Die Jungen schauen erstaunt zur Höh',
Zur Erde starren die Alten.
Das ist ein Wiegen und Schweigen,
Ein müdes Biegen und Neigen,
Und möchten doch alle stramm sich halten.

Finster schmückt sie die schwarze Tracht
Mit goldenen Knöpfen und Litzen,
Wie wenn sie bannte gemeinsame Nacht,
Und kärglicher Lichter Blitzen.
Kühn nickt von den Mützen die Feder,
Doch blickt so verlassen ein jeder,
Als sollt' ihm der nächste Mann nichts nützen.

Sie wandeln geschlossen. — Hilf, himmlisches Licht,
Sahst je du solch Leiden stehen
Im abgemarterten Angesicht,
Das längst vergaß sein Flehen.
Die Qualen einsamer Schmerzen,
Wann griffen sie so zu Herzen,
Wo mußten so viele im Wundmal gehen?

Und immer weiter zieht der Schritt
Der stillen, düstern Knappen,
Wohl dreißig Fahnen streben mit
Von buntgesprenkelten Lappen.
Sie führen die Völker zum Beten
Mit Trommeln und Trompeten
Im Zeichen erlauchter Wappen.

HURRA!

Von Fahnen wird die Stadt umweht,
Heut naht des Fürsten Majestät,
Das wimpelt und flaggt von den Masten.
Girlanden schwingen sich blumengeschmückt,
Feiernde Bürger wandeln entzückt
Durch das letzte Hämmern und Hasten.

Standarten erheben sich schlank und reich,
Teppiche legen um Fenster sich weich,
Als schmiegten sie sich an Throne.
Triumphespforten duften im Grün
Und vaterländische Farben sprühn
Im Schirm der goldenen Krone.

Schwarzgelb, blauweiß, rotgrün, weißrot,
Gelbrot, grünweiß — wer denkt an Not,
Wo so viel Wappen hangen!
Der Regenbogen neun Farben verheißt,
Doch sechsundfünfzig mein Österreich weist
In seiner Feste Prangen.

Hinter den bunten Fahnen loht
Eine einzigfarbige kühn und droht,
Will nicht verborgen bleiben,
Braucht keinen Wind, der sie bewegt,
Sie faucht nach links und rechts und fegt
Ihr wildzerrissenes Treiben.

Aus kurzem Schafte jagt sie vor,
Wie lechzend wirft sie sich empor,
Sie vermag sich spielend zu spalten,
Und wie sie rot die Luft durchleckt,
Verrät sie tief in Schlünden versteckt
Des Unheils jähe Gewalten.

Wann längst die andern zerfallen sind,
Zermorscht, verdorben in Nebel und Wind —
Sie lebt in tausend Jahren . . .
Die heut auf Halbmast niedersank,
Wird sie wohl ihrer Zunft zu Dank
Des Fürsten Blick gewahren?

DIE FAHNEN

Noch andere Fahnen weisen wir euch,
Herr Fürst, kommt mit in unser Reich!
Vom Festesjubel streng verbannt
Erstreckt sich breit der Arbeit Land,
Ein hölzerner Zaun umzimmert es schwach.
Seht Hütte bei Hütte, ein niedriges Dach,
Zwei Türen, vier Fenster, das Gärtchen, den Stall
Und den muntern Laufschwamm überall.
Zehn Menschenlängen weitergestellt
Lodert und faucht unsre grimmige Welt.
Eiserne Türme recken sich stumpf
Und drohend erhebt sich manch Riesenrumpf.
Aus rußigen Mauern strecken im Rauch
Viel Ungeheuer Bauch an Bauch,
Gewaltige Schlangen ziehn hin und her,
Spannen sich drohend und krümmen sich schwer.
Hört ihr der Hämmer sausendes Dröhnen,
Der eisernen Brüste Keuchen und Stöhnen,
Hört ihr der Gluten wütendes Zischen,
Ihr sausendes Sprühen? Seht ihr dazwischen
Die Feuerbäche zur Tiefe fahren,
Halbnackte Männer mit Flammen ringen,
Umfunkelt von brennender Sterne Schwingen?
Zählt ihr die vielen tausend Gefahren,
Die jeden Kämpfer hier bedrohn
Für seiner Fäuste schmerzenden Lohn? . . .

Und die euer Blick nicht gewahren kann —
In finsterer Erde kämpft Mann an Mann,

Auf dem Rücken liegend in Nässe und Not,
Entreißt er den schwarzen Stein dem Tod,
Von stürzenden Blöcken rauh erfaßt,
Vergaß so mancher alle Last — — —
Herr Fürst, wenn hundert erschlagen gewesen,
Habt ihr's in allen Blättern gelesen,
Doch der einzelne Bergmann stirbt so leicht,
Keine Druckerschwärze über ihn streicht.
Den Gesunden trug morgens die Schale nieder
Und brachte herauf zerschmetterte Glieder.

Gütiger Fürst, o folgt uns weiter —
Seht jene schlanke Himmelsleiter
Durchspielt die Luft so zart und heiter,
Schwebt dort im leichten Schwung empor
Und stellt sich hier den Essen vor.
Zu einem Rade führt sie jetzt,
Das scheint von Flügeln fortgetrieben,
Und hat so viele schon verletzt
Mit seinen pfeilgeschwinden Hieben.
Wie es summend sich dreht und spinnend saust,
Hat eine kühne verwegene Faust
Ein schwarzgelbes Fähnlein ihm angesteckt . . .

Die Streber, auf eure Gnade bedacht,
Sie haben nirgends haltgemacht,
Sie hingen den eitlen Firlefanz
Um unsrer schwarzen Maste Glanz, —
Manch bunter Lappen die Essen umschleckt —

Was soll der Schlappe dem eisernen Schlot?
Er raucht auf ihn nieder in rauhem Spott . . .

Euch mögen bunte Fähnlein gefallen,
Die morgen schon vergessen sind —
Doch über ihnen andere wallen
Und wogen schwer in Sturm und Wind:
Wo immer tobt der Arbeit Kampf,
Im Sausen der Räder, in Schweiß und Dampf,
Wo hochauf stolze Essen ragen,
Wo Wunden sich in Körper schlagen —
Dort stoßen wir eigene Fahnen hinaus,
Trauernde Schleier voll Todesgraus . . .

Herr Fürst, die Flore könnt ihr sehn
Täglich um unsere Hütten wehn,
Sie rauben uns fast den kurzen Hauch,
Und unsere Freiheit wird zum Rauch.
Betrachtet die wallenden Flaggen gut —
Über Lieben und Mut, über Leben und Blut
Die schwarzen Todeswimpel flehn —
Herr Fürst, könnt ihr unsre Fahnen verstehn?

SO KOMMT!

Hei, Fürsten, kommt
Und riecht wie Last und Arbeit schmeckt,
Wenn sie in keiner Uniform steckt.
Doch Generale mit Federbüschen,
Die laßt daheim an besetzten Tischen
Bei Austern, Kaviar und Franzosenwein
Und kommt allein!

Sehen sollt ihr zum erstenmal
Der Hunderttausenden Schweiß und Qual.
Immer nur naht ihr, das Volk zu beglücken,
Zwingt ihr die Bürger, sich zu schmücken,
Die Hütten mit Fahnen und Wimpeln umwinden,
Immer nur sucht ihr, Standarten zu finden
Und Tage des Festes!

Sucht einmal den Weg zu der Völker Gefühlen,
Seht, wie es Lust und Leid zerwühlen,
Wie tapfer es kämpft in Eisen und Erz.
Ein Volk ist ein einziges lebendes Herz —
Zittert vor seinem pochenden Schmerz!
Hei Könige — kommt!

BERGKNAPPEN

O sähst du sie dem Schacht entsteigen,
Sähst du der finstern Mannen Schweigen
Und ihren schwanken, schweren Gang,
Mein Fürst, dir würde weh und bang.
Die hagern Gesichter rußbefleckt,
Die Kittel kohlenstaubbedeckt,
Verlassene, einsame Not nur blickt
So seltsam fremd und menschenentrückt.
Aus hohlen Augenhöhlen schauen
Der Nächte tausendfache Grauen,
Die Lippen spalten sich verdrossen,
Die dunklen Fäuste bleiben geschlossen.
Wie von Gewichten abwärts gezogen,
Scheint Finger an Finger zum Hammer gebogen,
Gekrümmt, zerrissen, von Narben bedeckt,
Die Hand sich nie mehr gerade streckt,
Trägt auf dem Rücken ein wenig Wolle,
Als ob sie sich selber erwärmen solle.

Hast du je solche Hand besehn,
An der die Finger wie gewappnet stehn,
Die breiten Nägel Schildern gleichen,
Als sollten sie wehren wuchtigen Streichen?
Bei deinesgleichen zarten Sippen
Schimmern Hände wie Blütenlippen,
Sie finden wohl nicht mehr zu tun,
Als lässig auf seidenen Falten zu ruhn,
Im Fell des Lieblingshundes zu wühlen
Und des Rosenkranzes Perle zu fühlen.

Doch wo winkende Kämpfer das Werkzeug halten,
Da wandeln sich Fäuste zu herben Gewalten
Und können nur schwer sich zum Beten falten.
Sie wissen nichts von Polieren und Feilen,
Vom Rosigfärben und feinen Glätten,
Doch im Schwenken von Beilen,
Im Schwingen von Ketten
Lernten sie sicher sich zu biegen
Und härteten sich an kraftvollen Siegen.

An jedem Morgen um die gleiche Stunde
Entquillt dem Schacht der schwarzen Männer Runde.
O hüte dich, Sproß edelster Geschlechter,
Der du alltäglich zu dem Höchsten flehst,
Daß du nicht unvermutet dem Verächter
Der Menschengroßen gegenüber stehst.
Wie leicht mag ein zerdrückt Gesicht
Mit einemmal die Lust erfassen,
Daß es zu dir in jener Sprache spricht,
Vor der die Fürsten alle tief erblassen . . .
Drum flieh dies Volk, denn seine Luft ist dumpf, —
Laß es zur Grube fahren stumm und stumpf.

BITTE

Immer nur schenkst du Tage des Festes,
Immer beglückend wirkt dein Besuch,
Gib einmal nur dem Volk dein Bestes:
Schenk ihm der Huldigungen Fluch!

Komm ohne Fanfaren — du wirst es nicht büßen,
Sieh dir dein Volk am Alltag an,
Bedeckten Hauptes laß dich grüßen,
Steh frei vor ihm — wie Mann vor Mann.

SPALIER

Ich wollt euch, ihr Fürsten, Spaliere stellen,
Wie ihr sie nimmer noch gesehn,
Da würden euch Ängsten entgegenquellen
Und die Augen voll Schauer übergehn.

Ihr müßtet sie alle, alle gewahren,
Wie sie den Gruben entstiegen, dem Schacht,
In ihren Blicken die tausend Gefahren
Der toten sonnenberaubten Nacht.

Wie sie aus eiserner Werkstatt kamen,
Ließ ich sie frei am Wege stehn,
Die Männer ohne Geburt und Namen,
Die Zahlen, die im Rauch verwehn.

Sie sollten nicht prunken in blitzenden Helmen,
Mit Federbüschen flott geschmückt,
Als wären sie reich — den armen Schelmen
Hat Not ihr Feuermal aufgedrückt.

Den fettigen Kitteln, spärlich gewaschen,
Klebt grau der Schweiß der Arbeit an,
Die Herzen voll Haß und schlottrig die Taschen —
So recke sich da Mann an Mann.

Die Köpfe gebeugt vom Bohren und Löten,
Verdorrt der heisern Kehle Schlauch,
Die Glieder krumm von Last und Nöten,
Die Stirn geschwärzt von Dampf und Rauch —

Der Arm ein Krahn, die Finger Zangen,
Im Antlitz der Verstumpfung Spur,
Amboß die Brust, die Beine Stangen —
Der ganze Mensch Ein Werkzeug nur.

Im Blicke das ohnmächtige Funkeln
Jenes, der immer schuften muß,
Bis sich die Himmel ihm verdunkeln
Zum letzten finstern Lebensschluß.

Solch ein Spalier wollt' ich euch stellen,
Ihr Fürsten, wie ihr es nie gesehn,
Da würden euch Grauen überwellen
Und die Augen voll Schauer im Haupte stehn.

EIN NEU SPALIER

Das ist bei unsern Menschengilden
Ein sonderbar verstellter Brauch,
Daß nur die Völker Spaliere bilden
Und nicht gekrönte Häupter auch.

Durch Reihen von Baronen und Grafen
Führe sich's trefflich dem Arbeitsmann,
Da ließ er die breiten Hände schlafen
Und schaute sich die Herren an,

Wie sie mit blassen Kindergesichtern,
Schmalschultrig, dürftig am Wege stehn,
Die Nägel mit polierten Lichtern
Von dünnen blutleeren Fingern sehn.

Die Nasen von Kultur umwittert,
Von feinen Seifen umduftet die Haut,
Das Bein im Seidenstrumpf verzittert,
Der Blick ein wenig müde geschaut.

Wohl gäb' es auch ihnen Gestalten
Von rauher Kraft und markigem Sinn,
Und ihre trutzigen Mannesgewalten
Zög' es zum Arbeitsfrohen hin . . .

Doch sie verschwänden unter den andern,
Und sähe der Mann des Volkes die Schar
Geschmückt wie zu sportlichem Spiele wandern,
Er lachte aus vollem Halse: „Fürwahr —

„Was als ein Unrecht mir erschienen,
„O Welt, wie schufst du's also recht:
„Weil ihr zu schwach wärt, uns zu dienen,
„Seid ihr die Herren, — sind wir der Knecht!"



ZIGEUNER



I

ZIGEUNERLAGER

Dämmermorgen im Schneegefild . . .
Noch flimmert mit blassem Funkeln
Des Mondes verkehrte Sichel mild
Über den fliehenden Dunkeln.

Am Kreuzweg, wo die Pappeln stehn,
Hebt sich ein seltsam Beginnen,
Um sieben Zelte die Stürme wehn,
Um Zelte von schwarzbraunem Linnen.

Holzpflöcke ragen aus ihnen empor
Mit hochgestreckten Armen,
Rot lodert es hinter den Lappen hervor,
Als wollt' es ein Leben erwarmen.

Zigeunervater schlürft umher
Im Weiberrock mit der Pfeife,
Die zottigen Pferde frieren schwer,
Er lockert die hanfene Schleife.

Die magere Tochter trägt über den Schnee
Eine Stange mit eisernem Rechen
Und sucht von alter Pappelhöh'
Dürrzweige niederzubrechen.

Silbermünzen umklirren die Brust,
Die Blicke flackern und sprühen
Wie junge Feuer in Raubeslust,
Die nackten Füße glühen.

Fern poltert ein Wagen — da regt sich's im Zelt,
Kinder entschlüpfen behende
Dem Lager und taumeln über das Feld
Und krümmen bettelnd die Hände.



II

DIE STERBENDE

In ihres Zeltes weicher Gruft,
Aus Not und Kümmernissen
Zigeunermutter den Herrgott ruft,
Vom Leben und Sterben zerrissen.

Hell klingelt über die schlummernde Saat
Des Totenglöckleins Geläute,
Durch den blassen Morgen der Priester naht —
Die Lappen wehen zur Seite.

Ein Feuer vor der Kranken brennt,
Das schüren der Tochter Hände,
Drei Knaben raufen und einer flennt
Und drückt sich um schwankende Wände.

Der Vater flucht, dem Priester graut,
Die junge Tochter wimmert,
Der Ministrant erschrocken schaut,
Wo der Altar gezimmert.

Da sieht er tief im dunkeln Zelt
Bei grauem Qualm und Rauche
Ein schiefes Brett, auf zwei Fässer gestellt
Zu heiligem Gebrauche.

Die Kerzen flackern, vom Kruzifix
Neigt sich voll sanftem Erbarmen
Der Heiland nieder, gebrochenen Blicks,
Mit weitgeöffneten Armen.

Die fiebernde Zigeunerin
Küßt des Priesters Kleid voll Bangen.
„Nimmt Gott mich wohl in den Himmel hin?"
Fragt sie mit sterbenden Wangen.

Der Pfarrer stockt und nickt — — sie glaubt
Und ächzt wie freudetrunken,
Auf roten Kissen, die sie geraubt,
Ins Paradies versunken.



III

BEGRÄBNIS

Die Sonne hebt sich blutig rot
Aus weißer Wolken Gehege,
Was lacht das Volk, von Glanz umloht,
Und blickt zum Pappelwege?

„Gevatter, das wird seltener Tag, —
Seid ihr auch auf den Beinen?"
„Ja freilich, nach so viel Hundeplag'
Ergötzt Zigeunerweinen —"

„Sie kaufte sich einen Silbersarg,
Die fremde dunkle Rotte,
Drin liegt das Weib — 's ist wirklich arg —
Mit unserm Christengotte!"

„Wo nahmen sie nur das goldene Geld?"
Die Wirtin wüßt' es gerne.
„Ach, in ein rechtes Zigeunerzelt
Fallen nachts Mond und Sterne."

Aus sieben Zelten nahte der Zug,
Der Priester wallt ihm entgegen,
Der Ministrant, der den Herrgott trug,
Schmunzelte wie verlegen.

Auf starken Bauernschultern ruht
Der Sarg mit leichtem Schwenken,
Die Fremden bezahlten voraus und gut —
Da gab es kein christlich Bedenken.

Acht breite Männer von schwarzem Gelock,
Die Westen mit silbernen Knöpfen,
Zehn schlanke Weiber im dunklen Rock
Mit Münzenschmuck in den Zöpfen —

Die Stirnen braun vom Sonnensprühn
In einem fernen Lande,
Unter finstern Blicken ein Wangenglühn
Wie vom heißen Wüstenbrande . . .

So traten sie auf des Priesters Geheiß
Ins Kirchlein, umringt von Staunen,
Und bannten wie Fürsten das Volk im Kreis,
Das wagte kein Lispeln noch Raunen.

Der Priester sprach, ein frommer Hirt:
„Kein Seelchen geht verloren,
Und wenn sich's tausendmal verirrt —
Es kommt zu Gottes Toren . . ."

Da hob sich ein Wimmern seltsam fein,
Die Tochter schlug zur Erde
Und preßte die Lippen auf Frost und Stein
Mit jammernder Gebärde.

Die Silbermünzen im dunklen Haar
Klirrten und flirrten wie Sterne,
Das Weinen wehte so sonderbar,
Als käm' es aus weiter Ferne.

Als zög' es durch Jahrtausende her
In unberührter Reine
Und räng' sich durch Tiefen weh und schwer
Um vergessener Völker Gebeine.

Kein Schluchzen — ein wehes Klagen bloß,
Wie lindes Tränenrinnen,
Des Grames Urlaut rang sich los
Und fiel ins Totenlinnen.

Rings staunten die Bauern, wagt' keiner sich vor,
Wußt keiner mehr zu scherzen,
Manch Tüchlein schob sich erschrocken empor,
Und manche Faust griff zum Herzen . . .

Im letzten Friedhofswinkel versteckt,
Wo die rissigste Linde sich breitet,
Kein Dörfler je die Glieder streckt,
Dort stand das Grab bereitet.

Drein senkten sie den geweihten Sarg
Mit dumpfem Poltern und Rollen,
Und ihn umspannten arm und karg
Der braunen Erde Schollen.

Die Zigeuner stießen ein Kreuz in den Sand,
Drauf stand, wer die Tote gewesen,
Vom Lehrer geschrieben mit sicherer Hand —
Doch keiner konnt es lesen.

IV

AM KREUZWEG

Am Kreuzweg, wo die Pappeln stehn,
Da hebt sich ein seltsam Beginnen,
Nachtstürme um flatternde Mähnen wehn —
Sechs Karren ziehen von hinnen.

Sechs Karren ziehen zum jungen Tag,
Viel Raben krächzen Geleite,
Vom Friedhof recken zwei Arme sich zag,
Als strebten auch sie in die Weite . . .

WEIB

Dir, den ich liebe, lebe ich, —
Du, dem ich lebe, liebe mich.

DES WEIBES SANG



APHRODITE

Mir ist, als wär dem Meergrund ich entstiegen
Aus dunkler Muschel enger Kerkerhaft,
Um froh im Strom der Liebe mich zu wiegen,
Umstürmt von deiner kühnen Leidenschaft.

Als zögen Genien dienend mich zu grüßen
Im Wellenspiele winkend ihre Bahn,
Und Vögel locken mich mit flötensüßen
Gesängen überm schwanken Ozean.

Ich aber hör' nur dich, dein wildes Raunen,
Und seh nur dich im lichten Wogenschein
Und zieh beglückt mit seligem Erstaunen
In deiner Liebeswelt Mysterium ein.

SANG DER HOURI

Ich weiß, daß eine Süße in mir ist,
Die keiner je vergißt.
Wen meine lichte Seele umspann,
Wen ich erkoren mir zum Mann,
Der Väter Erde kennt er nicht mehr
Und sieben Himmel dünken ihm leer.

Wie weiße Nelken duftet mein Hauch,
Meine Brüste blühen wie Rosen am Strauch,
Mein Blick ist wie die Sonne klar,
In meinen Rhythmen atmet der Aar . . .
Ich weiß, daß eine Süße in mir ist,
Die keiner je vergißt.

Meiner Jugend Gespiele sind welk und alt,
Verstummt ihre Herzen, grabeskalt,
Ich nur, ich brenne mit lockender Glut,
Wild stürmt mein heißes, mein jauchzendes Blut —
Ich weiß, daß eine Süße in mir ist,
Die keiner vergißt.

SANG DER JUNO

I

Ich liebe den göttlich reinen Hauch,
Der Jünglingsherzen entströmt,
Bringt mir Jünglingsherzen nach altem Brauch,
Von ihrem wallenden Flammenhauch
Wird mein steinern Herz erwärmt.

Es gibt keinen Brand, der heiliger flammt,
Kein Feuer lodert so hell,
Meine göttliche Seele wogt und verdammt
Des Greises Opfer schnell, — —
Doch ein Jünglingsherz, das für mich brennt,
Wieg' ich in besonderer Hut,
Kein Zagen, kein Zögern, kein Zucken kennt
Des Jünglings heiliger Mut.

Legt Jünglingsherzen auf meinen Altar,
Ich will in Feuern glühn,
Ihr Lohen umschwingt mich wunderbar,
In ihrer flackernden Purpurschar
Soll mein dunkles Leid versprühn.

II

Ich hab' in meines Tempels Heiligtume
Jahrtausende gelebt in stolzer Kraft
Und war erfüllt von meinem Götterruhme
Und hielt mich hehr in freierwählter Haft.

Mir blieben fern der Erde leere Laute,
Ich wußte längst mich lust- und leidgefeit,
Geheimnis meine kalte Stirn umgraute,
Mein Lächeln spielte mit Verächtlichkeit.

Da kam mir jüngst ein seltsam fremdes Winken,
Viel Waller sah ich meinem Throne nahn
Und betend in den Staub des Tempels sinken —
Ich blickte spottend hin auf ihren Wahn.

Doch weh! in stummverblühter Abendstunde
Gewahrt' ich dich in meiner Beter Schar,
Ein Zittern faßte mich, wie eine wunde
Verhüllte Scham, die mir geschehen war.

Du sahst mich an, als wärst du scheu geblendet,
Und wichst zurück und beugtest doch das Knie,
Mir war, als hätte dich ein Gott entsendet,
Als bötst du mir der Liebe Poesie.

Und meines Tempels Raum durchzog ein Gluten,
Ein Duften schwellte die verzückte Luft,
Ich fühlte die versteinten Adern bluten:
Mich auferstehn aus schwerverhängter Kluft.

Mild ward die Stirn, die feuchten Blicke neigten
Sich deinem Flehn und deine Schönheit stieg,
Ein Flammenlicht, zu mir empor, es beugten
Sich meine Sinne deinem lichten Sieg . . .

Dem ich der Götter Kraft verliehen habe,
Du Hirtensohn, du sprengtest meinen Stein
Und trankst mein Herzblut — Dir zu Füßen, Knabe,
Zerbrach zu Stücken jäh mein Göttersein!

DES WEIBES LIED

Ich bin ihm verfallen mit Geist und Leib
Und bin doch das überseligste Weib.

Er ist mein Herr, mein Gott, mein Genoß,
Ihm dient meine Seele, ihm dient mein Schoß.

Er trägt der Leben urewigen Keim
Und ist immer einsam und immer geheim.

In seines Wesens Felsen und Schlucht
Mein bebendes Ahnen zu folgen sucht.

Seiner Tiefe Wunder hab' ich erkannt,
Einen Stärkern als mich ich zum ersten Mal fand.

Vor dem mein Purpur im Staube verblich —

Er legt beide Hände über mich.



DIE BÄUME MEINER GÄRTEN

Die Bäume meiner Gärten
Rauschen in Melodie,
Sie tragen auf grünen Armen
Viel goldene Poesie.

Und ihre Wurzeln trinken
Den dunklen Erdengrund,
Sie trinken und sie sinken
Tiefer mit jeder Stund.

So sinkt in deine Seele
Meiner Liebe rauschender Baum,
Und deine stillen Augen
Umspielt mein singender Traum.

MEINE HÄNDE

Seit ich dich liebe, weisen meine Hände
Versehnter Tränen Müde wie noch nie,
Sie schimmern bleich, als zögen ohne Ende
Viel blasse Träume taumelnd über sie.

Und meine schwachen Finger sehn versonnen,
Als webten heimlich sie an einem Kranz
Von roten Küssen und von dunklen Wonnen,
Auf ihren Spitzen ruht der Liebe Glanz.

Und der in schmalen Händen weiß zu lesen
Ein Schicksal, blickt erstaunt auf meine hin, —
Was ich genossen und was ich gewesen
Erkennt er und erfaßt es, wer ich bin.

DER RING

Und darf ich deinen Ring am Tag nicht tragen,
Schließ ich des Nachts ihn an mein krankes Herz,
Das hört er beben, hört es raunend klagen,
Sein sanftes Gold umklammert meinen Schmerz.

Was ich gelitten, mag er dir erzählen,
Wann meine Seele einst an deiner ruht,
Wann wir in heißen Küssen uns vermählen,
In deine Glut hinflutet meine Glut.

Dann flammt der Reif rotbrennend, wie aus scheuer
Verborgner Haft fliehn Funken über ihn,
Als trüg' er meiner Nächte einsam Feuer
Demütig, stolz zu deiner Liebe hin!

DAS ROTE BAND

Als ich von dir schied, als ich von dir schied,
Legt' ich eine Rose in deine Hand,
So lange sie blüht, so lange sie blüht,
Eint uns beide ein rotes Band.

Eh' die Rose verwelkt, eh' die Rose verblüht,
Bin ich wieder, mein Schatz, bei dir,
Und das rote Band, das rotrote Band
Knüpfen von Lippe zu Lippe wir.



DER BRIEF

Mir ist, als ob eine Stimme
Mich in der Ferne rief . . .
Schon nahst du mir durch die Weiten,
Du blasser, heimlicher Brief.

Schon jauchz' ich dir entgegen
Mit flammender Ungeduld,
Und meine Lippe zittert
Von meiner seligen Schuld.

O komm, du wegmüder Bote,
Du sollst mir willkommen sein,
Du legst in meine Hände
Den allerheiligsten Schrein.

Drin ruht mit dunklen Zügen
Seine Liebe auf weißem Grund,
Und ich presse auf ihre Seele
Meinen heißen dürstenden Mund!



LETZTER WUNSCH

Ich möchte sterben, ehe deine Liebe
Verloschen ist an einem düstern Tag,
Daß mir dein stolzes Herz ergeben bliebe
Bis zu des meinen allerletztem Schlag.

Ich möchte sterben, wenn im stillen Zimmer
Dein müdes Haupt ausruht an meiner Brust
Und meines Blickes nimmersatter Flimmer
Dein Antlitz küßt in süßberauschter Lust.

Ich möchte sterben, wann in meine Seele
Hinabgeströmt die deine, mir geweiht, —
Daß ich raubgierig ihre Schönheit stehle
Und mit mir trage in die Ewigkeit!

O LIEBE!

So kehr' ich heim mit gelöstem Haar,
Mit müde gebrochenem Flügelpaar,
Die Lippen zerküßt, das Herz so weh
Und auf den Wangen des Leides Schnee —
So kehr' ich heim . . .

O Liebe, was hast du mir wohl getan,
O Liebe, wie faßtest du hart mich an —
Für jedes Glück, das ich genoß,
Mich tausendfaches Leid umschloß . . .
O Liebe!

Was hast du für seltsam grausame Art,
Wie streichelst du sanft und wie beißest du hart,
O Liebe, was gibst du für furchtbare Not —
Du tötest im Kuß — du beseligst im Tod.
O Liebe!



MARIA UND RIZIO



MARIA

— Wir müssen zusammenkommen,
Und gält es den blassen Tod! —
Maria rief es beklommen
Ins fahle Morgenrot.

Sie hatte auf weichen Kissen
Die schwerumhängte Nacht
Von Sehnsuchtsqual zerrissen
Um Rizio durchwacht.

Sie warf die seidenen Decken
Von sich und reckte sich lang:
— Was soll ich die Schönheit verstecken —
Sie macht mich weh und krank!

Du sollst meine Blumen genießen,
Sie sprießen, wohin ich seh,
Du sollst sie alle genießen,
Die Blumen, so weiß wie Schnee.

Und die roten wilden Korallen,
Meiner Lippen züngelnde Brut,
Sie wollen nur dir gefallen,
Nur dir entflammen das Blut.

Ich sah auf deinem Nacken
Flattern das schwarze Haar,
Nun will ich den Nacken dir packen
Mit meiner Finger Schar —

Die Zähne will ich pressen
Auf den rosigen Fleck hinterm Ohr
Und Himmel und Höllen vergessen
Und dich selber, du törichter Tor!

Deine dunkelfliegenden Locken
Soll'n ruhn an meinem Haupt,
Die mir mit ihrem Locken
Ruhe und Rast geraubt.

Du junger Knabe sollst gluten
An meinem purpurnen Mund,
Zergluten und verbluten,
Ich küsse dich in den Grund!

Wir müssen zusammenkommen,
Rief ich auch den Tod heran! — —
Maria hat es gesprochen
Und Rizio starb daran.



TRINKE, GELIEBTER!

Aus meinem Herzen tropft der Wein deines Lebens,
Trinke, Geliebter,
Laß den roten Strom durch deinen Odem rollen,
Der Flammenwein ist köstlicher als Falerner,
Alle Weine Spaniens glühen nicht seine Glut.

Mein Wein ist gereift an dem Leid des Lebens,
Mein Wein ist mild von der Süße der Liebe,
Mein Wein ist stark von der Kraft der Gedanken,
Er durchströmt deine Seele wie flüssige Feuer.

O trinke den Purpurwein, Geliebter,
Laß den roten Strom durch deinen Odem rollen,
Der Rausch, der dich den Göttern gleichgesellt,
Ist heilig — —

SIE TRÄUMT

Dein Lockenduft durchquillt mein müdes Haar,
Auf meinen Lippen blüht die rote Blume
Der Liebe und mein Herz erfüllt
Gleich einem Heiligtume
Dein Götterbild . . .

Mir ist, als schwand ich längst dahin
Und mir entwuchsest du, ähnlich dem Baume
Aus dunkler Erde Schacht,
Sie deckt im Traume
Die keuschen Wurzeln zu
Mit fruchtbar stummer Nacht . . .

SIE KLAGT

Meine müde Hand zerbricht fast
Unter ihrer schweren Lichtlast,
Jeder Finger blickt so bleich,
Sehnt sich still nach deinem Reich,
Sehnt sich mild nach seinem Herrn —
Doch du weilst mir weltenfern.

Nur dein Seufzer ruft mich leise
Und dein Blut zieht Feuerkreise . .
Ach, auch deine Hand ist krank,
Sie verlangt so schmerzensbang
Nach der meinen leichtem Schmiegen —
Wollen beide beisammen liegen.



O SENKE DICH AUF MEINE AUGEN, SCHLAF . . .

O senke dich auf meine Augen, Schlaf,
Was soll die Qual der einsam toten Nächte,
Die Zeit ist fern, da mich sein Herzschlag traf,
Und keine gibt's, die mir Erlösung brächte.

Bald kommt der Tag und zieht im Grau vorbei
Und wieder einer — endet so mein Leben,
Hab' ich an ein verwünschtes Einerlei
Der Jugend Lust für immer hingegeben?

Der Katze Wollustschrei durchbricht die Nacht,
Die Kreatur versteht es, zu genießen,
Indessen wir ein Glück, das uns erwacht,
Mit einer Kette dunklen Leids umschließen.



ES SCHLUCHZT DIE NACHTIGALL...

Es schluchzt die Nachtigall von ihren Gluten,
Doch schöner noch will ich von Liebe singen,
Es soll mein Liebeshauch dich ganz durchdringen,
Mit meiner Sehnsucht will ich dich umfluten.

Und wie des Vogels Herz von Liebeswonnen
Schnell überquillt zu jähen Todesnöten,
Will ich versprühen meines Blutes Bronnen
Von sanften Blässen zu des Purpurs Röten.

Und so soll dich mein Lustgesang erschüttern
Und meiner Wollust Seufzer dich umzittern,
Daß Flammen sich auf deinem Antlitz malen,
Als ständest du in Ätnas Feuerstrahlen.

MEIN MOHNROTER FLAMMENMUND

Mein mohnroter Flammenmund
Dürstet nach deinen Küssen,
In meiner Tiefe Grund
Dunkelt's von Purpurnissen.

Toll wogt mein Odem empor
Und zuckt in scheuer
Lust an ein rotes Tor
Die züngelnden Feuer . . .

Kommt wahnverlangend dein Hauch
Mit meiner Glut zusammen,
Stehst du, Verlorner, auch
In Flackerflammen.

Aufjubelnd umschling' ich dich,
Zur lohenden Fackel geworden,
Und jauchzend umschwing' ich dich
Mit Feuerstromakkorden!



LASS UNS LODERN, GELIEBTER!

Der Liebe Feuer durchbrennen
Deine Jünglingsseele wie rote Flammen,
Ich sehe sie von deinen Lippen lodern,
Ich höre in deinen Seufzern ihre knisternde Glut, —
Rette mich! fleht dein versengter Mund.

Wie soll ich dich retten, Geliebter,
Haben doch die gleichen Feuer mich erfaßt . . .
Eine einzige Flamme flackre auch ich,
Meine Augen sind Fackeln geworden
Über leergebrannten Welten,
Meine Seele ward ein lohender Abgrund.
Und in den Tiefen meiner Flammen
Versinkt dein seliger Hauch — — —

Laß uns lodern, Geliebter,
Sieh, wie viele Seelen frieren,
Wie wenige kaum einen Funken
Des göttlichen Feuers verspüren . . .
Und verbrennt es uns beide zu Qualen und Tod —
Laß uns lodern, Geliebter!

LIEBESLUST

Hinter mir erhob sich purpurn
Eines Teppichs weicher Flaus,
Und ich breitete die Arme,
Meine nackten Arme aus.

Rief ich im Rausch: „Für meine Liebe
Siehst du mich gekreuzigt hier —"
Und dich küßten meine Blicke,
Meine Lippen lachten dir.

Doch in deiner Augen Funkeln
Stand ein jähes Graun zu sehn,
Ach! als wäre dir ein dunkler
Fürchterlicher Gram geschehn —

Und du griffst nach meinen Armen,
Und ich ward zum Kreuze dir — —
Und an meinem roten Herzen
Hingst du selbst als Heiland mir.



ER FRAGT

Du hast mich vom Tode aufgeschreckt,
Ich fühle mein Herz verbluten,
Du hast mir die furchtbare Liebe geweckt,
Du mußt mich mit Glück überfluten.

Ich frage dich, meine Seele weint,
Du sollst mir Antwort sagen,
Bleibst du für immer mit mir vereint,
In allen Leidenstagen?

Wirst du mir immer nur Liebes tun,
Gibst du mir ewige Stätte,
Werden wir immer beisammen ruhn
In einem einzigen Bette?

Werden wir träumen Brust an Brust,
Atem in Atem verloren?
Wird uns aus seliger Götterlust
Ein neues Leben geboren?

Du hast mich vom Tode aufgeschreckt,
Ich fühle mein Herz verbluten,
Du hast mich zur furchtbaren Liebe geweckt —
Du mußt mich mit Glück überfluten!



AUS DUNKLER SEELE



DIE SÜNDE . . .

Vor mir erhebt sich aus tiefer Nacht
Die Sünde mit zuckender Flammenpracht,
Sie weht so schaurig und wallt so rot
Und lockt zur Lust und ruft zum Tod —
Hoch zu den Himmeln flammt sie auf . . .

Ich dränge mich aus dem fliehenden Hauf
Der Menschen und ihren jagenden Horden
Und strebe, selber zur Flamme geworden,
Der Weitgebietenden gierig entgegen:
Nimm mich in deinen Feuersegen,
Geheimnisvolle und Ewige, Große,
Das Leben quillt aus deinem Schoße,
Der Urnacht Flamme nenne ich dich,
Erhabene Sünde — -- verbrenne du mich!

AUS HUNDERTTAUSEND ROSEN . . .

Aus hunderttausend Rosen
Ein voller Tropfen Öles schied —
Aus ungezählten Schmerzen
Erwuchs mein stilles, wehes Lied
Und trägt in dunkle Tage
Den bangen Hauch von meinem Leid,
Gleich wie der Rosen Klage
Zagend durchduftet späte Zeit.



IM WINTER

Durch weißumhüllte Wälder
Schritt einsam ich dahin,
Wo ich vor wenig Tagen
Mit dir gegangen bin.

Da sah ich unsre Spuren,
Das Herz ward mir so weh —
Die großen wie die zarten,
Sie küßten sich im Schnee.

Sie lagen aneinander
So zärtlich und so dicht,
Und über ihnen bebte
Der Sonne bleiches Licht.

Noch hing wohl an den Ästen
Verglitzernd unser Hauch,
Und unsre Seufzer schweben
In Sternen am Winterstrauch . . .

WELT UND KIRCHE

Aus Flammenaugen blickt die Kirche
Tief in den sinkenden Abendschein,
Als brennte sie die eigenen Gluten
Den dunkeln schweigenden Weiten ein,
Und gibt doch nur, was sie empfangen,
Und bleibt so dürftig und allein,
Indes der Weltensonne Feuer
Zum heiligen Plan die Erde weihn.



DER EICHBAUM

Ich wollt', ich wär' ein Eichenbaum,
Einer der Waldesriesen,
Und wüchs auf weichem Hügelsaum
Über den schwellenden Wiesen.

Wie reckt' ich die Arme voll sprühender Lust,
Den blauen Himmel zu fangen,
Wie wehte mir durch die grüne Brust
Jubelndes Sonnenverlangen!

In stolzer Kraft, in siegender Macht
Streckt' ich mich breit voll Behagen
Und täte keine finstere Nacht
Um Grauen und Schauer fragen.

Dem Wandrer, dem rauscht' ich leise zu,
Grüße winkt' ich ihm nieder
Und lockt' ihn zu dunkler, labender Ruh'
Und schenkt' ihm Träume und Lieder.

Doch küßte sich gar ein Liebespaar
Unter den nickenden Zweigen,
Ich hielte den Atem an — fürwahr,
Ich wüßte tapfer zu schweigen.

Am Herzen trüg' ich ein heiliges Bild,
Umkränzt von rosigen Blüten,
Das wollt' ich mit Griffen grimm und wild
Vor rauhen Buben hüten.

Und fühlte sich einst der Himmel bedroht
Von meinem ragenden Werben,
Käm sausend der Tod, mit Blitzen umloht,
Und brächt' mir ein leuchtendes Sterben!

MAGNOLIA

Ein Rausch von Blüten hebt sich in die Luft,
Auf sehnig rauhen Armen stolz getragen,
Es schwirrt und schwebt betäubend schwüler Duft,
Wie wenn erwacht verliebte Seufzer klagen.

Viel hundertfältig gleißt die lichte Pracht,
Kelch drängt an Kelch in sonnentrunknem Ringen,
Als hüben an mit schwelgend süßer Macht
Bacchantinnen ein sinnbetörend Schwingen.

Die weißen Hände langen hoch empor,
Die glatten Brüste wölben sich und schwellen,
Rot lockt der Wange Rund, hell leuchten vor
Der schlanken Hüften weichbewegte Wellen.

Gelöste Glieder und geschlossne Lust,
Hier frei aufwallend, dort in dichtem Schleier,
Erglühte Schönheit taumelt siegbewußt
Entgegen ihrer heißen Liebesfeier . . .

Wie finstre Priester steht der Zweige Schar,
Von bräunlichen Soutanen eng umschlossen,
Nur selten regen fremd und sonderbar
Sich die verhüllten heimlichen Genossen.

* *
*

Der Abend sinkt, mild naht die stumme Nacht,
Mit dem Geheimnis ihrer blauen Tiefe,
Die Blüten fühlen bebend, wie wenn sacht
Verstohlnes Glück zu neuen Schauern riefe.

Ein Rieseln gleitet, zage Dunkelheit
Scheint durch die Zweige sehnsuchtsvoll zu tropfen,
Das glurrt und raunt und flüstert nah und weit
Und haucht so feucht mit zärtlich leisem Klopfen.

Lenzregen fällt in tausend Perlen, will
Zu heimlichem Genießen sich verstecken
Und träufelt seine Wünsche sternestill
In lichterschlossne, marmorbleiche Becken.

Tief küßt die Flut, ihr warmer Odem weilt
In jauchzendem Geflüster . . . Trunken harren
Die nackten Blüten, bis die Nacht enteilt
Und aus dem Dämmer scheue Blicke starren.

Erlöschend sinken in den Frührotglanz
Des Morgens die Verbuhlten taumelnd nieder,
Kraftlos entgleitet ihrer Schönheit Kranz,
Welkend erschlaffen die zerwühlten Glieder.

Der junge Tag beleuchtet ihr Verzagen,
Zu Boden fällt der letzten Lüste Tand — —
Der sterbenden Bacchantin Blässe tragen
Die braunen Mönche auf gestraffter Hand.

ZWEI SCHWESTERN

Des grauen Weltenalls Geheimnis tragen
Mit bleichen Stirnen und geschlossnem Mund
Zwei hehre Schwestern, die auf Felsen ragen
Hoch über eines düstern Meeres Schlund.

Tief zwischen ihnen braust der Wellen Tosen,
Auf Schaumeswogen wiegt sich leicht ein Kahn,
Drin steht ein Paar, bekränzt mit roten Rosen,
Die frohen Augen sehn sich selig an,
Es schwingt sich leicht, als tanzt' es einen Reigen
Zu sanften, ihm nur trauten Melodien —
Die Sonne flieht, die dunklen Wasser steigen,
Doch jubelnd scheint ins Glück das Paar zu ziehn...

In immer gleicher Nähe, gleicher Ferne
Der finster Ragenden bleibt sein Geschick,
Sie wanken nicht, des Himmels Mond und Sterne
Beugt sanfte Demut vor der Hohen Blick.
Sie ruhen ernst, die zwei gewaltigen Schwestern,
Und überwachen kühn der Meere Graus:
Vergangenheit und Zukunft — morgen, gestern —

Still zwischen ihnen löscht das Leben aus.



MEIN MEER

Du meiner Schmerzen qualzerwühltes Meer,
Wie wälzen deine Wogen sich so schwer,
Über den Tiefen tobt der Stürme Brut
Und rüttelt auf die gramverschloßne Flut.

Vergeßne Leiden drängen sich empor,
Entschwundne Schuld schäumt sühnehungernd vor,
Mit wildem Stöhnen hebt sich's hoch vom Grund
Und tost dahin und zeigt des Grauens Schlund.

Du fluchumbraustes, wehverlornes Meer,
Schwebt einst wohl Sonnenleuchten zu dir her?
Nach deiner Nächte grauser Todespein
Wiegen dich je die müden Stillen ein?

WINTERNACHT

Das sind die weißen Winternächte,
Die Sehnsucht schläft im tiefen Schnee,
Verborgne Schuld, die längst sich rächte,
Zeigt mir der blassen Narben Weh.

Vom Himmel funkelt kalt hernieder
Des greisen Mondes Geisterhaupt,
Ich senke schwer die müden Lider,
Wo blieb der Gott, dem ich geglaubt?

Leer schimmert die entseelte Ferne,
Des Todes bleiche Fahnen wehn —
Gefrorne Tränen sind die Sterne,
Die über meinem Leide stehn.

WER?

Du schäumende Schale meines Lebens,
Wer hebt dich einst an die Lippen,
Wird es ein Teufel, wird es ein Gott sein?
Ist es ein Teufel, mögen ihn Götterwonnen umschmeicheln,
Ist es ein Gott, soll Teufelslust ihn umwittern . . .

Denn meines Lebens aufbrandender Kelch
Trägt die Fülle himmlischer Gnaden
Und höllischer List,
Fülle der Schönheit und Fülle der Liebe,
Fülle der Kraft und Fülle der Hoheit . . .
Fülle der Lüste und Fülle der Sünden,
Fülle des Hasses und Fülle der Schuld . . .

Doch nur wo Götter sich mit Teufeln einen,
Fällt einer Menschenseele reichstes Los.
Du schäumende Schale meines Lebens —
Wer hebt dich einst an die Lippen?

DER PAPAGEI



DER PAPAGEI

I

Du scheinst mir täglich fremd und neu,
Mein alter, weißer Papagei,
Wie du ruhevoll blickst,
Zuzeiten nur nickst,
Von lichtem Fältchenkranz umsäumt
Den finstern Blick, der in Tiefen träumt.
Den Purpurstreif auf Stirn und Brust
Hebst du in heimlich dunkler Lust
Und schmückst dein Haupt mit prächtiger Tiara —
— Seh ich dich so, wird es mir klar,
Daß einst du standest am Hochaltar
Zu Memphis über der Sahara . . .

Geduldig trägst du der Verwandlung Bürde
Und wahrst dir stets die Weihe und die Würde,
Du sinnst in ernster, schweigender Betrachtung,
Hegst für den Menschen gründliche Verachtung.
Oft schlummerst du — doch schon beim feinsten Laut
Horchst du empor, dein schwarzes Auge schaut
Genau dem Tone nach, der dich getroffen . . .
So halten wir die Sinne selten offen
Im Wachen, wie dein Ernst im Schlaf es übt,
Als wäre sein Erkennen nie getrübt.
Stehst du vor mir, im Schmucke der Tiara,
Wird es mir klar —
Du stammst vom Hochaltar
Zu Memphis über der Sahara!

II

Mein Kakadu, wer wird dich wohl ergründen?
Du scheinst Besonderes zu künden.
Les' ich dir meine Verse vor,
Hörst du mir zu mit halbem Ohr;
Spiel' ich Klavier, scheinst du empört,
Als hätt' ich deinen Traum zerstört;
Gewahrst du Gäste durch die Stube wandern,
Blickst du verächtlich von einem zum andern.

Jüngst sah ich dich zum erstenmal erschrocken
Und fühlte deiner Pulse jähes Stocken.
Ein schwarzer Mann stand an der Tür,
Mit Ruß bedeckt und sah nach dir,
Die finstern Finger drohten,
Die weißen Blicke lohten.
Du kreischtest auf voll Jammer und Graun,
Als würdest du deinen Erzfeind schaun,
Und flüchtetest zu des Stabes Ende.
Ich winkte, daß der Fremde sich wende . .
Da hab' ich's in deinen Blicken gelesen:
Dir war der Teufel Genoß gewesen!

Denn nur, wen liebend man einst umfangen,
Den fürchtet und haßt man mit gleichem Bangen.

III

Mein alter weißer Kakadu,
Was starrst du vor dich immerzu?
Du rührst nicht gerne dich umher,
Als fiele dir das Wandeln schwer,
Und nickst oft grämlich mit ernster Miene,
Wie meine Tante Josephine;
Hast eine lange Nase auch,
Weil das im Alter so der Brauch,
Und kraust dich hinterm Ohr und niest und gähnst,
Wenn du die trägen Glieder dehnst.
Die Nägel beißt du dir sogar
Wie Tante Tilde vor manchem Jahr.
Doch wie du dich zehnmal im Tage schniegelst,
Ein jedes Federlein sorglich striegelst,
Mit weißem Puder dich bestäubst
Und allerlei Schönheitsschnickschnack treibst —
Bist du recht ähnlich meiner Cousine,
Der vielbewunderten Malwine.
An Vetter Franz erinnerst du ganz,
Wenn dein Schnurrbart sich sträubt in lichtem Glanz,
Und hebst du trotzig deinen Schopf,
Trägst du wahrhaftig des Onkels Kopf!
Ohne Mühen und ohne Plage
Schlürfst du behaglich deine Tage,
Und zwischen Futtern, Schlafen, Trinken

Siehst du das Leben still versinken.
So mahnest du mich licht und leise
An meiner Verwandten geliebte Kreise.

Doch bin ich traulich mit dir allein
In stiller Einsamkeit zu zwein,
Dann gleiche, mein trauter Vogel, ich dir . . .
Da nagen an zwei Stäbchen wir, —
Bleistift heißt das meine,
Spielhölzchen das deine,
Und welcher das klügre gewählt von uns beiden —
Wer kann das entscheiden?



IV

Sehnst du dich nach Palmen und Platanen,
Kaktusblüten, schimmernden Lyanen,
Nach der Tropen bunter Pracht
In Europas Dämmernacht?

Ward dir nicht zur Jammergrube
Unsere kohlendurchwärmte Stube
Mit den roten Samtportieren
Und den Sesseln, den brütend schweren?

Einst in hohem stolzem Bogen
Bist durch Wälder du gezogen
Und dein wilder Werbeschrei
Rief der Weibchen Lust herbei.
Ach, die Wonnen unermessen, —
Kannst du jemals sie vergessen?

Doch mir dünkt, wie brave Leute
Lebst du nur dem stillen Heute,
Dankst dem Geschick, das reich dich beschenkte,

Und den Irrwahn der Jugend — zum Besten lenkte.



V

Am Tage schläfst du gern und viel,
Das Leben scheint dir ein Schlummerspiel,
Erwachst du, rufst du voll heiserm Grimme
Die Herrin herbei mit wütender Stimme.
Du langweilst dich auf deinem alten Pfosten,
Du willst gekraut sein, du willst Liebe kosten
Und schmälst, daß man sich zur Eile schwinge
Und dir geröstete Semmel bringe.
Du drehst ein Stückchen fein in der Linken,
Die Kralle ersetzt dir der Gabel Zinken,
Der Schnabel das Messer,
So knusperst du mit Lust und Ruh',
Und es schmeckt dir immer besser
Und du surrst vergnügt dazu.

Was die leuchtende Sonnenstunde dir weist,
Hat tausendmal dich schon umkreist.
Doch sinkt der Abend um dich nieder,
Wechselst die Stäbchen du hin und wieder.
Bald blickst du stier
Hinab auf den Boden — was siehst du hier?
Bedrängt dich die Nacht? was siehst du dort?
Du krümmst den Hals und willst fort —
Du weitest der Flügel weiße Wand,
Den zornigen Schopf zur Erde gewandt . . .

Wo Schatten sich regen,
Wirfst du aufschäumend dich ihnen entgegen,
Und kämpfst und wütest und wachsest groß
Und hackst auf gewaltige Feinde los,
Die keiner sieht, nur du allein — —

So ringst du gegen den finstern Schein,
Ein Dämon des Lichts,
Bis du empört von all dem Graus
Breitest die weißen Flügel aus
Und hinunterschwirrst ins leere Nichts . . .

Die bösen Geister verschwinden,
Du tappst über den Boden und kannst sie nicht finden
Und sinnst, wohin sich der Feind verlor, —
Und kriechst zu deinem Stab empor.

VI

Du armer alter Vogel hast sogar
Auch Liebesträume keusch und wunderbar.
Dein seltnes Bildnis, bleich und schlank,
Spiegelt im Futternapf sich blank,
Und kommt dir Zärtlichkeit zu Sinn,
Biegst du den Kopf verlangend hin
Zur Freundin aus dem Papageienreich;
Du gurrst und nickst und streichelst sie weich,
Ganz nah an ihren Kopf
Drückst du den weißen Schopf.
Hast du behutsam und entzückt
Von ihrem Schnabel Kuß um Kuß gepflückt,
Lehnst du dich lind an ihr Gefieder an,
Wohl scheint es kühl — doch was liegt dir daran!
So schläfst du still und deine Brust erbebt,
Da die Geliebte scheu dein Traum umschwebt . . .

O schlummre nur, wie mancher klügre Geist
Hat den Gefährten seligstolz umkreist
Und schmiegte sich an ihn und fand ihn kühl,
Ein wenig kühl dem brennenden Gefühl,
Und ahnte nicht, indes er freudig harrte —
Daß ihn ein Futtertopf aus Messing narrte.

VII

Mein Freund, es läßt sich nicht bestreiten,
Auch schlimme Launen übst du zuzeiten.
Doch laß ich mich nicht von dir quälen,
Hörst du nicht auf zu greinen und schmälen,
Hol' ich die braune Gouvernante,
Die deinen Zorn noch immer bannte.
Vor ihrem runden, gelben Blick
Zitterst du scheu und befangen zurück,
Bald schaust du mit Taubenmienen umher,
Als ob dir köstlich zumute wär'.
Und wie du lieb und artig stehst,
Den Hals ein wenig nur verdrehst,
Schielst du zur braunen bewährten Tante,
Die schon dein Urahn im Urwald kannte.
Sie hockt auf einem krummen Ast,
Den sie mit hartem Griff umfaßt,
Starr blickt ihr Gesicht,
Sie regt sich nicht . . .
Du bangst, sie könnte die Flügel breiten
Und dich erbeuten —
Du weißt es nicht, mein armer Narr:
Die alte Eule ist tot und starr . . .

Seh ich dich scheu vor ihr erbeben,
Denk ich mir still: wie oft im Leben
Bannt uns ein Feind mit einem Eulenzeichen,
Vor dem wir angstvoll und erschrocken weichen . . .

VIII

Und hast du einst zu deiner Lieben Klage
Vollendet deine Papageientage, —
Fliegst du zurück zu Abessiniens Gauen?
Willst du dein altes Memphis wiederschauen?
Mir dünkt, mein kluger Vogel, du bist satt
Des hohen Stils, der keine Zukunft hat.
Schon seh ich tief in deinem Ich geborgen
Die Keime ruhn, die für dein Morgen sorgen.
Du wählst dir eine trauliche Gestalt,
Nicht kinderjung, nicht ibispriesteralt,
Den spitzen Schnabel wahrst du wie die Krallen,
Von weißem Schleier läßt du dich umwallen,
Wirst weiter schelten, greinen, Süßes essen,
Die Sorgen deiner Freunde schnell vergessen,
Wenn du zu schlummern scheinst, im Wachen liegen,
Um über deinen nächsten Freund zu siegen.
Liest dir ein Dichter seine Verse vor,
Hörst du gelangweilt zu mit halbem Ohr,
Doch heischest du, daß man dich stets verwöhne
Und rühme der bewegten Glieder Schöne.
Wie heute rufst du oft mit leisem Schrei
Voll Sehnsucht deinen Herrn herbei . . .

Naht er sich dir im Ungestüm,
Von Zärtlichkeit umglutet —
Hackst du nach ihm,
Wann er's am wenigsten vermutet,

Und zürnt er, duckst du dich geschwind,
Maiblütenlind,
Gurrst fein und leis
Zu seinem Preis —

Ich kenne dich, mein Papagei, und weiß:
Zu künftigem Zeitvertreib —
Wirst du ein Weib!



EINSAMKEIT

Es gibt eine Lebenszeit,
Da spurlos zehn Jahre vergehn;
Und es kommt eine Lebenszeit,
Da spürst du ein Jahr wie zehn.



DIE WITWE



AUF GOLGATHA

Seit einem bleichen Tage
Bin ich des Todes Weib,
Mein Leben ist zerfallen,
Dem Staub gehört mein Leib.

O Weib eines toten Mannes,
Nichts Weheres trägt die Welt,
Vor meinen tiefen Schmerzen
Der Menschen Lust zerschellt.

Vor meinen großen Schmerzen
Und ihrer Heiligkeit
Neigen sich ewige Sterne,
Verstummt die fliehende Zeit.

Ich schwebe über der Erde,
Ich schwebe dem Himmel nah,
Ich lebe nicht mit euch allen —
Ich lebe auf Golgatha.

IM SCHMERZE

I

Ich wollt', ich könnte versinken
In ein schwarzes fließendes Meer,
Ich ließe die Seele trinken,
Wo es am bittersten wär'.

Die finstern Fluten legten
Sich dicht um mein gelbes Haar,
In ihren Nächten verlöschte
Mein feuchtes Augenpaar.

Die schwarzen, murmelnden Wasser
Zögen mich schwer zum Grund,
Umwogten die müden Finger,
Umwallten meinen Mund

Und drängten ihre Gewalten
In meines Herzens Schlag —
Da vergäß' ich endlich für immer
Den bleichen Schmerzenstag.

II

Ich wollte, viel schwarze Schleier
Sänken vom Himmel herab
Und schlössen um meine Seele
Ein finsteres Grab.

Drin läg' ich so dunkel behütet,
Wie du in deiner Gruft,
Und keiner Menschen Laute
Durchquälten mir die Luft.

Ich träumte heilige Träume,
Wie du, mein Liebster, sie träumst,
Da du des Grabes Nächte
Mit deinem Licht umsäumst . . .

III

Mir tut die rote Farbe weh,
Reißt alle Mohnblüten aus dem Grund,
Sie locken wie Küsse von rotem Mund —
Ich sehne mich nach der Blüten Schnee . . .

Ich mag nur Blumen um mich sehn
So gelb wie Wachs, so licht wie Eis,
Woran sie mich mahnen — ich weiß — ich weiß —
Ich kann ihr Todeslied verstehn . . .

IV

Ich hab' eine weiße Blume gesehn,
Keine zweite war je so morgenschön.

Sie regte sich nicht, sie ruhte sacht,
Sie träumte verschlossen in blasser Nacht.

Vor ihrer Milde seligem Prangen
Schwiegen die zitternden Lüfte befangen.

So blühte sie voll heiligem Licht
Auf meines Toten Angesicht . . .

V

Ich weiß, warum die Toten seltsam leuchten,
Der Seelen ausgelöschte Qual
Schimmert ein allerletztes Mal
Von Stirnen, von nimmerfeuchten . . .

Ich weiß, warum die Toten seltsam lächeln.
Kein starres, festverschlossnes Weh
Schmiegt sich um ihrer Lippen Schnee —
Ein froher Seufzer scheint sie leicht zu fächeln.

Ich weiß, warum die Toten heilig sind:
Weil sie des Lebens Kreuzesweg durchschritten
Und sterbend unermeßlich schwer gelitten,
Ehe die Seelen forttrug stumm der Wind.

WIR ALLE MÜSSEN WANDERN . . .

Wir alle müssen wandern,
Woher noch keiner kam,
Und keiner mehr vom andern
Als ein paar Blüten nahm.

Wir alle müssen weinen
Vor unsrer letzten Stund',
Den Großen wie den Kleinen
Verzog sich weh der Mund.

Wir alle müssen schweigen
Dort, wo noch keiner sprach,
Des Todes stummen Reigen
Der Stärkste nicht zerbrach . . .



DER BRÄUTIGAM

Mir ist, als schritt ich meinem Glück entgegen,
Schon naht der Bräutigam im Festgewand,
Die Menge neigt sich ernst auf Frühlingswegen,
Und mancher Freund greift still nach meiner Hand.

Die Glocken klingen und die Fackeln sprühen,
Und Blumen blühn in unserm Hochzeitszug,
Das ist ein Palmenglanz, ein Rosenglühen,
So viele Kränze noch kein Freier trug!

Ich nahe bleich dem herrlichen Geleite,
Wie sich's geziemt der tiefbewegten Braut,
Der Schleier flattert mir im Wind zur Seite
Und hüllt mich ein, daß mich kein Auge schaut.

Schon harrt des Paars der Priester am Altare, —
Was zögerst du, mein Bräutigam, tritt vor,
Streife die Blumen weg aus deinem Haare,
Reg' doch die Hände, hebe dich empor — —

Sei nicht so still, laß deine Lippen lächeln,
Aus deinem Antlitz lösch' die Blässe fort,
Ich will mit weichen Fingern dich umfächeln,
Bist du nur erst bei mir . . . du sagst kein Wort —

Du hältst die Zähne und den Blick geschlossen, —
Mißfällt dir wohl mein schlichtes Hochzeitskleid,
Hat dich die schwarze Faltenflut verdrossen?
Scheint dir zu düster deiner Braut Geschmeid?

Der Priester murmelt — sieh, dem Silberkessel
Entsteigt ein Weihrauchduft im Glutenschein.
Sie singen laut. Gleich einer Himmelfessel
Schließt ihr Gebet mit ernster Kraft uns ein . . .

Nun sind wir ganz vereint, die Hochzeitsgäste
Spür' ich so wenig, liebster Mann, wie du,
Laß sie enteilen . . . unserm Liebesfeste
Sehn stumm die dunklen Ewigkeiten zu.

NARZISSEN

Ich hab' mir die Brust mit Narden gewürzt,
O komm, mein Bräutigam, komme!
Ich hab' mir die Lippen zum Lachen geschürzt,
Daß perlende Lust dir fromme.

Ein Blumenhain duftet im Hochzeitsgemach,
Blaß winken die weißen Narzissen,
Blüten, die Schmerz und Sehnsucht brach,
Sind unser Wonnekissen.

Umschling' mir die Glieder und küsse mich wild,
Ich fleh dich nicht an um Gnade,
Ich bin kein kaltes Madonnenbild,
Ich bin der Liebe Mänade.

Vor Jahren, weißt noch? — Da wollt' ich verglühn
In tausend Ängsten und Bangen,
Da deine Kraft mich flammenkühn
Zum erstenmal umfangen.

Ich hielt mich erschrocken von dir entfernt
In scheuen Schamesgluten — —
Doch Liebster, seither hab' ich küssen gelernt,
Heut will ich an dir verbluten!

O komm, du selig geliebter Mann,
Zerwühl' mir die flatternden Haare,
Zerküß' mir die Brust — was liegt daran,
Ist das Hochzeitsbett auch die Bahre!

SANKT HUBERTUS . . .

Hätten im Wald eine Schlucht sie gegraben
Und würfen dich tief aufs dürre Laub,
Umkreisten dich Geier, Krähen und Raben,
Froher zerfiele dein Herz in Staub,
Als umschlossen vom eisenbeschlagenen Sarg,
In dem man nach frommer Sitte dich barg.

Verzichtetest gern auf die Kirchenglocke,
Wär' dir dein liebster Segen zuteil,
Riefen dir Jäger in grünem Rocke
Jubelnd ein kräftiges Weidmannsheil!
Schössen die blitzenden Flinten sie leer —
Bei Sankt Hubertus — das gäbe dir Ehr'!

Polterten dröhnend auf dich die Schollen,
Schlügen sie hart dir an die Brust,
Würdest nur wehren dem Lärm, dem tollen,
Zürnen der lauten Jägerlust.
Mit strenger, schweigend erhobener Hand
Wiesest du Schützen und Hunde zum Stand.

Kämen dann heimlich Geiß und Hase,
Nickten dem Weidmann im stillen Grund,
Höb sich das Wiesel aus dem Grase,
Spähte verstohlen manche Stund'
Nach deiner Augen geschlossenem Blick,
Zuckte bei jeder Fliege zurück.

Über dir rauschten Fichten und Föhren,
Flöge die Schnepfe, zög' der Fasan,
Hörtest erschauernd des Hirsches Röhren,
Bebtest beim Balzruf vom Auerhahn.
Wie Nacht um Morgen zögernd entwich,
Dein geliebtes Wild dich umstrich . . .

Mußt nun im Dorfe bei Mauern bangen,
Ruhen mit Bauern — Gott sei's geklagt!
Von niedrigem Treibervolk gefangen,
Das kein zorniger Fluch mehr verjagt.
Wart' nur, — ein Hifthorn einst erschallt,
Das ruft dich zur Jagd in den Himmelswald!



ICH WEISS, WER DICH AM TREUESTEN GELIEBT

Ich weiß, wer dich am treuesten geliebt,
Die Kinder nicht und nicht der Diener Scharen,
Und nicht die Dirnen, die dir eigen waren,
Und nicht der Freund, der oft dich schwer betrübt.

Auch nicht die Bettler, die bei deiner Pforte
Niemals vergeblich flehend dein geharrt,
Und nicht die Brüder, die dich gern genarrt, —
Dich liebten nicht der Gattin leere Worte . . .

Doch andre weiß ich, und ihr Geisterzug
Hetzt wild an mir vorbei mit tollem Kläffen
Und heult und wittert, will dich wieder treffen,
Dem er des Waldes liebste Beute trug.

Schlug deine Hand auch manchem eine Wunde,
Er kam doch winselnd zu dir hingekrochen,
Hat keiner jemals dir die Treu gebrochen —
Die so dich liebten, waren deine Hunde!



WIE ÜPPIG SPROSST DAS GRÜN . . .

Wie üppig sproßt das Grün auf deinem Grabe,
Ich mag's mit keinem kalten Steine decken,
Die Blumen hier sind deine letzte Habe
Und immer neue Blüten sollst du wecken.

Wie lastet schwer ein Stein, wie falterleicht
Schwingt sich ein Blättchen auf dem schwanken Stiele
Und neigt sich lispelnd zu mir — ach mir däucht,
Als ob ein Hauch von deinen Lippen fiele —

Die Gräser nicken und die Blumen lauschen —
Was sagtest du? weht nicht dein Gruß zu mir?
Willst du der Treue Sehnsuchtswinke tauschen?
Mein Leben, Liebster, schwand hinab zu dir.

Ich steh an deinem Grabe wie die Linde,
Im Schweigen dir zu dienen neig' ich mich,
Und meiner Äste zärtliches Gewinde
Breit' ich im Blau des Himmels über dich!

DEINE STERNE

Und Tag um Tag vergleitet still dahin,
Und Monde über deinen Hügel ziehn,
Und Sonnen segnen ihn mit Strahlenpracht —
Doch neben dir ruht todesmüde Nacht.

Eh' du gewesen, schwanden Ewigkeiten,
Äonen über deinen Hügel schreiten
Mit ihrer stolzen Weltenmelodie,
Und du bist ausgelöscht, als warst du nie —

Doch sei getrost — du lebtest nicht vergebens,
Aus deiner Liebe sproß der Kranz des Lebens,
Ihn trägt dein Kind zu seiner Kinder Ferne —
So leuchten durch die Zeiten deine Sterne!



KINDER



MEINE KINDER

Ein altes Büchlein fiel mir heut zur Hand,
Drin ich der Kinder Worte aufgeschrieben
Vor manchem Jahr, das längst verrollt im Sand.

Und da ich las, wie's einst die Kleinen trieben,
Flog in die Seele mir ein zart Geleuchte;
Dies Lächeln, das aus fernem Traum geblieben,

Ich sucht' es sanft zu fassen und mir däuchte,
Entschwundnes Glück hätt' ich aufs neu durchlebt.
Ich sann und sann, das Auge schwamm in Feuchte,

Und manch einmal hat bang mein Herz gebebt . . .
Ich möchte jene Stunden wiederhaben —
Ich blick' empor — wohin sind sie entschwebt?

Ein Leben liegt in jener Zeit begraben,
Aus der ich Kinderfreuden mir erlesen,
Schon hör' ich fern den düstern Schrei der Raben —

Und mich umstarrt wehmütig, was gewesen . . .

DIE KERZE

Der Bubi will sein eigenes Licht.
„Nein, nein," sagt Lenchen, „das duld' ich nicht,
Du mußt mich nach allem artig fragen,
Die Kerze wird hin und her getragen,
Ziehst du dich aus, dann ist sie bei dir,
Und liegst du im Bettchen, hol' ich sie mir.
So leuchtet die eine behaglich uns beiden — —
Einen Verschwender mag ich nicht leiden."

DER KUSS

Jung Siegfried ruft es keck: „Her mit der Nuß!" —
„Ich geb' sie dir, raubst du mir einen Kuß!"
Kaum hat Helenchen nur das Wort gesagt,
Saust über Tisch und Bänke hin die Jagd.
Jetzt hat er sie beim roten Rock erfaßt,
Doch sie entflieht geschickt in wilder Hast,
Die Lippe lacht, das blonde Zöpfchen fliegt:
„Hei Brüderchen, bin nicht so schnell besiegt!"
Jetzt hält er sie beim Schopf und voller Wut
Preßt er den Mund auf ihrer Wange Glut
Und keucht und stöhnt: „Das hätt' ich nicht gedacht,
Daß Weiberküssen solche Mühe macht!"

BUBI

Der Bubi kommt aus den Johannisbeeren —
„Hast du schon wieder geschmaust! Ich will dich lehren!
Wie lange wohl naschtest du? Gesteh es nur!"
„O nicht lang, Mama — nur von acht bis elf Uhr —"

* * *

„Schreib gut, sonst mußt du dich schämen —
Die neue Französin ist da —!"
Er nickt gehorsam: „Ja, ja —
Ich will mich zusammennehmen,
Que je ne klexe pas —"

* * *

Der Bubi hat einen Teller zerschlagen,
Jetzt, denkt er, geht's mir an den Kragen.
Es zittern ihm vor Angst die Glieder:
„Ich schwör' dir, Mama — ich zerbrech' ihn nie wieder!"

* * *

Der Bubi ist ein kleiner Tropf,
Ich nehm' ihn wirklich bald beim Schopf.
Jüngst fragte mich der blonde Kopf —
Es standen Gäste da —
„Nicht wahr, Mama —
Ein Thron sieht so aus wie ein Topf?"

EIN TROST

Das gab ein Schmälen von uns allen —
Siegfried war wieder durchgefallen,
Auf seinem Lernen lag ein Fluch.
Helenchen schrieb ins Tagebuch:
„Ein Trost bleibt mir in meiner Stille —
Es war nicht sein — es war Gottes Wille!"

DIE MÜCKEN

Wir saßen im Wald, eine Gelse
Umflog uns leise und dicht,
Helenchen rief erschrocken:
„Man merkt sie nicht und sie sticht . . ."

Da suchte mit scharfem Surren
Ein neuer Feind den Sieg:
„Mama — das ist sicher ein Männchen,
Das Weibchen war klüger — und schwieg."

DAS EHRENWORT

Sie streiten heut in einemfort.
„Ich gebe dir mein Ehrenwort!"
Jung Siegfried ruft es mutig — allein sie
Meint ärgerlich: „Das hältst du nie."
„O doch!" sagt er und legt die Stirn in Falten,
„Ich hab' es schon einmal gehalten."

DAS RECHNEN

Ein Sommermorgen von Glanz erhellt.
Ich ging mit Bubi durchs grünende Feld,
Die Lerchen sangen in blauen Höhn —
„Sieh, Kind — wie ist das Leben schön!"
Da seufzt der Junge bang und schwer:
„Ach ja — wenn nur das Rechnen nicht wär'!"
Ich nickte leise: „Er hat es getroffen —
Wenn das Rechnen nicht wär', stünd' der Himmel
uns offen."

MISSGESCHICK

„Nein, Kleine, du kriegst keine neuen Raben!
Bedenke doch, wie viel hast du begraben,
Zwei Ziegen, einen Hund und sieben Dohlen —
Fünfzehn Kaninchen wurden dir gestohlen,
Die weißen Mäuse haben sich empfohlen —
Nun soll die Pflegerei der Kuckuck holen!"

Streng ruft's Papa. Helenchen senkt den Blick,
Ergeben trägt sie still ihr Mißgeschick,
Die Wange nur wird um ein Lichtchen bleicher,
Doch scheint ihr Lächeln süßer nur und weicher.

Am dritten Tag tritt schüchtern sie zu mir,
Die schmalen Händchen bittend sich erheben:
„Mama, schenk mir ein neues Tier.
Wenn ich nicht pflegen darf, kann ich nicht leben!"



DER SCHNURRBART

Bubi wär' gern ein großer Mann,
Helenchen sieht ihn prüfend an.
„Wenn nur schon der Schnurrbart mir wachsen wollt!"
Ruft er und sein blaues Auge rollt.
Sie streichelt ihn sanft mit den Fingern, den zarten:
„Da kannst du noch gut zwei Jahre lang warten!"



ASTRONOMISCHE STUDIEN

Ein Abend, von den Sternen matt erhellt.
Ich weise meinem Kind das Himmelszelt;
Die großen Wunder aufgeregter Sphären
Such' ich dem jungen Geiste zu erklären.

„Sieh, Mädi, dort den blauen Stern Arctur,
Ein kleines goldnes Pünktchen scheint er nur,
Doch muß sein Licht durch dreißig Jahre fliehn,
Um mühsam für die Erde aufzuglühn."

Da trifft mich sinnend ihres Auges Strahl:
„Und all sein Licht, wir brauchen's nicht einmal!"

GROSSMUTTER . . .

Großmutter steht am Silberspind,
Die Kleinen sich um sie scharen.
„Seht, Kinder, diese Löffelchen sind
Mein Schatz seit fünfzig Jahren.
Kein einziger fehlt, und doch dienen sie
Bei jedem großen Feste . . ."
Helenchen ruft erstaunt wie nie:
„Nein, — hast du ehrliche Gäste!"

HELENE

„Helenchen, was tändelst du immer noch . . .
Sollst längst im kleinen Bette ruhn!"
So rief ich zürnend. — „Ich möchte doch
Lieber alles am Abend tun,"
Erwidert sie drauf mit ernstem Bedacht,
„Da nehm ich die Zeit bloß weg der Nacht,
Am Morgen aber" — sie senkte das Wort —
„Stehl' ich dem fleißigen Tag sie fort."

* * *

Täglich fragt Lenchen die Lehrerin:
„Ach, Fräulein — haben Sie mich lieb?"
Heut rief das Fräulein mit bösem Sinn
Kurz: „Nein! ich bitt' dich, Lene, gib
Mir Ruh." Die Kleine sann
Ein Weilchen nach und sagte dann:
„Weil Sonntag ist, liegt mir nichts dran!"

* * *

Mich schmerzt der Kopf, ich liege leidend da,
Helenchen naht mir blütenleis. „Mama —
Morgen früh bist du schon ganz gesund —"
Flüstert mir zärtlich zu ihr schmaler Mund.
„Du meinst?" Die kleine Hand mich weich umstrich:
„Ja, ja — ich weiß es sicherlich —
Weil ich gebetet hab' für dich!"

DAS SCHÖNSTE

„Was ist das Schönste auf der Welt?"
So fragt ich einst. Sie rieten allerlei,
Der pries die Liebe, der das Geld,
Der dritte meinte, daß der Ruhm es sei.

Da schmiegte Mädi sich an mich,
Ihr Auge streifte zärtlich meinen Knaben.
„— Mama, ich weiß es sicherlich.
Das Schönste ist, ein Brüderchen zu haben!"

DIE ZEIT VERRANN . . .

Die Zeit verrann — wie flüchtig floh sie hin!
Ach, all die lieben wunderlichen Worte,
Die einst beglückten meinen Muttersinn,

Sie pochten heut an meines Herzens Pforte
Und haben wieder siegend mich bezwungen,
Sind auch die Kinder längst an fremdem Orte.

Die blassen, lieblichen Erinnerungen
Gleichen dem Strauß verwelkter Maienblüten
Und zweier Vögel Lied, das weit verklungen.

O möge Gott die Sänger mir behüten,
Ich weihe sie dem Schutze treuer Sterne,
Dem milden Lichte warmer Menschengüten,

Es möge sanft umleuchten ihre Ferne.
Ich bin vereinsamt, bin allein geblieben,
Ich wirke, schaffe, sinne, grüble, lerne —

Und weiß doch eins nur: meine Kinder lieben!



DAS GRAUE SCHLOSS

Dem Andenken meines Freundes,
des Dichters A. K. T. Tielo



ALTE CHRONIK

I

In meinem altersgrauen Schloß
Hab' ich die Jugend begraben,
Sie hütet weißer Geistertroß
Mit sieben schwarzen Raben.

Viel meterdicke Mauern ruhn
Über der zarten, leichten,
Vom Walle ruft das Wasserhuhn,
Die Wände triefen in Feuchten.

Die hohen Säle stehen leer,
Nachts knistern die braunen Dielen,
Der längst verwehten Toten Heer
Beginnt auf ihnen zu spielen.

Die Ahnfrau geht umher im Kreis
Mit ihrem schleppenden Gange,
Sie seufzt und ächzt und wimmert leis
Und senkt die bleiche Wange.

Die Nonne schlüpft aus der Mauer hervor,
Von rostigen Eisen gekettet,
Und sucht den Buhlen, den sie verlor,
Lebendig in Steine gebettet.

Und sucht den Buhlen im Mondesglanz
Und stöhnt nach seinen Küssen,
Und wirft zur Erde den Rosenkranz,
Hat das Büßerhemd zerrissen.

Des Ritters Rüstung flirrt und klirrt,
Der einst in Spanien gefallen
Im Türkensieg, sein Geist durchirrt
Des Schlosses trübe Hallen.

Die Schweden rüsten sich zum Kampf,
Die Todeskugeln sausen,
Es hebt die Burg voll Dust und Dampf
Sich hoch im Morgengrausen.

Und Flammen schießen jäh hinauf
Bis an des Daches Giebel,
Heiß drängt der wilde Kriegerhauf
In manch verlornes Stübel.

Doch markhaft steht im festen Grund
Die Feste unerschüttert,
Liegt auch so mancher Tapfre wund,
Ward mancher Schaft zersplittert.

Im Mondlicht schimmert des Schlosses Gestein,
Von Feindeskugeln umrissen,
Im Keller modert der Knechte Gebein,
Von nagenden Ratten zerbissen.

Der wilde Wein schlägt sein Gerank
Um graue Mauernarben,
Und mancher Eichbaum hebt sich schlank
Aus den Knochen, die da verdarben . . .

II

Jahrhunderte stiegen ernst ins Grab.
Da tönt' um die alten Wälle
Fröhliches Lachen, der Gräfin Stab
Feierte funkelnde Bälle.

Da lebten die Feste von Versailles
Laut auf im grünen Parke,
Da schaute staunend die Canaille
Des Adels Pracht, die starke.

Verwundert neigte sich Baum zu Baum,
Voll Staunen rauschten die Zweige,
Und manch ein seliger Liebestraum
Wob sich die schimmernde Neige.

Fromm nach den Festen betete man
Barhaupt in der roten Kapelle,
Über dem finstern Verließe spann
Sie die purpurne Deckenwelle . . .

Die Gräfin ward eine alte Frau,
Im Schloß erloschen die Feste,
Die schmucken Säle wurden grau,
Fern blieben die frohen Gäste.

Die Gräfin siechte, die Gräfin starb
Zwischen grünen Seidentapeten,
Der Geist Louis XV. sie klirrend umwarb,
— Der Pater lernte das Beten.

III

Und wieder zog ein neu Geschlecht
In die verwitterten Mauern,
Es kam ein Mann, der schlicht und recht
Sich neigte zu den Bauern,

Nur Arbeit kannte und Arbeit gab,
Treu seine Sippe liebte,
Rechtschaffen sich mühte bis ans Grab
Und keinen Freund betrübte.

Mein Vater war's; ein junges Kind,
Spielt' ich auf zerfallenden Steinen,
Hoch über mich hin sauste der Wind,
Und nächtlich hört' ich ein Weinen,

Ein Kichern, Zwispern über mir,
In Träume sacht versponnen,
Ich lauschte mit sehnsüchtiger Gier —
Doch im Morgenglanz war's verronnen . . .

Einst hob ich mein Lachen hinaus in die Welt,
Kühn wollt' ich das Wildeste wagen — —
Am Felsen der Feinde bin ich zerschellt,
Stumm hab' ich mich heimgetragen.

Nun wank' ich, ein mattes, bleiches Phantom,
Hinter eisernen Gitterstäben
Und suche der Jugend letztes Atom
Im müde verhauchenden Leben.

Der weißen Gespenster taumelndes Heer
Knarrt mit mir über die Dielen,
Die Säle lauschen, die Zimmer stehn leer, —
Wir Geister, wir wollen spielen.

Hoch über meinem umschatteten Haupt
Kreisen der Raben sieben — —
Das sind die Sünden, die stolz ich geraubt,
Die Freunde, die mir geblieben!

DU ALTES SCHLOSS

Du altes Schloß, mit Steinesbanden
Hältst du mich fürchterlich umkrallt,
Du Herrin über weiten Landen —
Ich spüre deiner Macht Gewalt.

Verzweifelt heb' ich meine Hände
Einsam im weiten leeren Saal . . .
Über die alten, düstern Wände
Stiehlt sich ein armer Sonnenstrahl —

Und huscht hinweg. Doch ich muß weilen,
Mich zieht kein Sonnenherz an sich,
Mir gönnt kein Schicksal ein Enteilen —
Und weinen muß ich bitterlich!

DIE NONNE

In meinem altersgrauen Schloß,
Im hohen braunen Saale,
Da wandelt nächtens hoffnungslos
Die tote Nonne, die fahle.

Vom letzten Fenster hebt sich schwer
Herüber ein Stück Mauer,
Das schiebt sich breit und stumpf daher
Wie voll verborgner Trauer,

Als wär' dort aufrecht hingestellt
Ein Sarg in düsterm Zeichen,
Zu dem will seltsam lichterhellt
Die tote Nonne schleichen.

Sie starb nach frevler Liebeslust,
— So kündet die alte Sage, —
Und stieß in harte Steinesbrust
Des Blutes wilde Klage.

Nun sucht das verlorne Sündenweib
Angstvoll den Todesschlummer . . .
Ach, meinen sündenfrohen Leib
Zerfrißt der gleiche Kummer.

Ich ruhe auch in Grabeskluft,
Vermauert die bleichen Glieder,
Und keine junge Hoffnung ruft
In meine Buße nieder.

Der Nonne gleich durchwank' auch ich
Nächtens die braunen Säle,
Bis ich mit meiner Sehnsucht mich
Zu meinem Sarge stehle . . .

DIE TANTE

„Gott ist nicht in diesem Hause!"
Rief die Tante. „Ich nur bete
Einsam und in tiefen Nächten,
Bete still um eure Wohlfahrt,
Büße stumm für eure Sünden — —"

„Gott wohnt doch in diesem Hause!"
Sagt' ich lächelnd. „Gibt's Altäre
Nicht dort unten, flammen Lichter
Nicht durchs Dunkel der Kapelle,
Schmücken nicht der Jungfrau'n Hände
Der Maria blauen Mantel
Lieblich fromm mit Maienblumen?"

„Das ist eitles leeres Treiben,"
Sprach sie mit gesenktem Haupte.
Sie, die mehr als sechzig Jahre
Durch verlorne Winkelgänge
Dieses alten toten Schlosses
Ihren Schatten stumm getragen,
Spürt in banger, scheuer Seele
Grauen vor dem Geist des Hauses,
Sieht wie drohende Phantome
Aus erloschnen schweren Zeiten

Gleich Gespenstern sich erheben
Und aus tiefen Nischen grinsen
Und mit dürren Fingern wecken
Längst entschlafene wehe Sünden . . .

„Gott ist nicht in diesem Hause",
Stöhnt die müde schwanke Alte,
Stöhnt es leise und verläßt mich.

DIE GÄNGE

So finster stehn die langen Gänge,
Der schwarzen Schatten dunkles Gedränge
Schiebt sich an ihnen hin. Nur spärlich schweifen
Die Lichter über grüne Blätterstreifen;
Die Wand blickt ernst, manch altes Bild
Sinnt von ihr nieder, wehmutmild.
Der Teppich wartet auf der Gräfin Schleppe,
In tiefem Schweigen ruht die Eichentreppe.

Zwei alte Schränke gelb und hochgebaut
Stehn aufrecht sich entgegen, einer schaut
Dem andern ins verglaste Angesicht,
Und zeigt ihm doch des Innern Schätze nicht.
Sie bargen einst der Gräfin seid'ne Kleider,
Sahn nächtigem Liebesspuk verschwiegen zu,
Gewahrten manchen Lauscher wohl und Neider
Und blieben stumm in ihrer Feierruh.
Nun hüten sie der Tante ärmlich Pfand,
Manch wollenes bescheidenes Gewand
Und meines Vaters stets geschonte Röcke,
Den Regenschirm und ein paar alte Stöcke.

Ein Sofa dehnt die weiche Riesenbrust
Und schwellt dem Gast entgegen, der nie kommt,
Ein Kissen tragend, das doch keinem frommt;
Die Luft erfüllt der Lampe trüber Dust.

Dort, wo der lange Korridor sich biegt
Und ungeduldig in den nächsten fliegt,
Steh' ich allein mit meinem braunen Hunde,
„Komm, Oko — komm — s'ist wieder Schlafensstunde —"

Mein Schritt hallt durch die nächtige Gangesflur
Und fröhlich folgt der Hund der Herrin Spur.
Wie zärtlich und beglückt er mich umschmeichelt,
Wenn meine Hand das rauhe Fell ihm streichelt,
Was weiß er von der Sehnsucht weiten Zielen — —
Er springt an mir empor: „Oko will spielen!"

AM ROTEN GERANIENBEET

Ich mag nicht aus dem Hause gehn,
Zwei Drachen flankieren das Tor,
Rechts seh' ich die alte Tante stehn,
Links baut die Cousine sich vor.

Sie stricken und sticken früh und spät
Am blühenden roten Geranienbeet.

Sie stricken mein Schicksal, schon ward es zum Strumpf,
Den ziehen sie kreuz und quer,
Die Tante sah sich an ihm stumpf,
Die Cousine belustigt er sehr.

So stricken und sticken sie früh und spät
Am blühenden roten Geranienbeet.

Was ich im Leben verlor und litt,
Das strickten sie in den Strumpf,
Sie stickten auch meine Freuden mit,
Doch zerstachen sie sie bis zum Rumpf.

So sticken und stricken sie früh und spät
Am blühenden roten Geranienbeet

Und werden nicht fertig, denn immer aufs neu
Jag' ich viel Bilder vor —
Die Tante als Drache, Cousinchen als Leu,
So lauern sie vor dem Tor.

Ich aber blicke früh und spät
Verzweifelt aufs rote Geranienbeet . . .

MEIN SCHLOSS

Ich geh' an diesem Schloß zugrunde —
Die Tage kriechen wie kranke Hunde
Und wollen mir unter der Faust krepieren.
Ich blicke vor mich hin mit stieren
Verzweifelten Augen, müd' tickt die Uhr —
Bewegten Lebens einzige Spur . . .
Rings um mich starren die leeren Räume,
Die Lüfte, die sich ins Öde vergießen,
Die Säle, die keine Seelen umschließen,
Nur Staub und graue Spinnenträume.

Einst flogen die Tage, die lustige Meute —
Schleppte sich keiner wie das Heute.
Durch weite Korridore und Türen
Schallte das Lachen, an Silberschnüren
Wand es sich hin, bald hier, bald dort
Klang es von Glück und tönte fort . . .
Wir liebten! In dunklen Winkeln und Ecken
Gab es ein heimliches Verstecken,
Ein Händeschmeicheln, ein zartes Scharmieren,
Entzücktes Lächeln und keckes Verführen —

Wir liebten . . . und sausende, rauschende Feste
Grüßten und lockten verzagende Gäste.

Wir fuhren zur Jagd. Ein Hundegebell —
Die Jäger und Treiber waren zur Stell',
Und Treiberinnen mit rosigen Wangen

Eilten, das edelste Wild zu fangen.
Ein Jauchzen und Siegen,
Ein Schwelgen und Fliegen,
Rouliert' nicht der Hase — roulierte der Schütz —
Tat's nicht der Schrot — tat's der Augenblitz! —

Verweht — entflohn — kein Laut — kein Schatz —
Vorüber die köstliche Hasenhatz —
Verödet die Hallen, die Zimmer leer,
Kein Lachen, kein Klingen umfangen sie mehr —
Nur der Mond schaut durch alte Gardinen
Und nickt mit grämlichen Mienen,
Wo einst sich Lippen an Lippen gepreßt
So heiß in sündigem Liebesfest . . .

Nun schleichen die Nächte wie kranke Hunde —
Ich geh' an ihrem Leid zugrunde.



DER NÄCHTLICHE SPUK

Des Nachts, wenn alle Müden ruhen,
Da wacht es seltsam im alten Haus,
Da hebt sich ein Raunen, aus morschen Truhen
Ziehen die bleichen Gespenster aus.

Die heimlichen Tränen, die heimlichen Küsse,
Sie wachen in Winkeln und Ecken auf,
Und schleichen durch bebende Finsternisse,
Durch geschlossene Türen drängt sich ihr Hauf.

Das knistert über den alten Parketten,
Das rauscht wie verblichene Seidenflut,
Das flimmert von toten Blumen, von Ketten,
Von trüber Herzen erloschener Glut . . .

Und was da geliebt und gehaßt durch die Zeiten,
Das schleicht gespenstisch und hebt sich vor,
Aus vielen Jahrhunderten wallen und schreiten
Die Geister in schwankendem Zug empor.

Die Ritter mit spanischem Kragen und Degen
Und Edelfrauen, ein Leuchten im Blick,
Die einen verwegen, die andern verlegen,
Die drängen sich vor, die weichen zurück.

Die Herzogin aus Polens Gauen,
Naht, die als Witfrau hier gelebt,
Aus ihren Augen lockt das Grauen, —
Wie zart ihr schmales Füßchen schwebt!

Mathias Bzenec, der im Kampfe
Gegen Hispaniens Türken fiel —
Er weiß nichts mehr vom Schlachtendampfe
Und hält den Degen wie zum Spiel.

Erschrocken öffnen sich die Hallen, —
Den Ritter trägt der Knechte Schar,
Den Meuchelmörder überfallen,
Gedungen von der Brüder Paar — — —

Und Krieger, die auf Wällen sanken,
Umglüht von irrer Fackel Schein —
Sie ziehn herbei mit müdem Wanken,
Und Bettler humpeln hinterdrein . . .

Die Gräfin in verblaßten Haaren
Taucht zögernd auf, wie müd' sie schleicht,
An Kummer hat sie viel erfahren
Und allzuwenig Glück erreicht.

Und meine Mutter! Segenspenden
War ihre Lust, Wohltun ihr Sinn —
Nun wallt auch sie mit offnen Händen
Im Zug der andern müde hin —

Sie nickt mir zu mit lindem Hauche,
Als flüsterte sie sanft: „Harr' aus —
Der Frühling lebt im dürren Strauche
Und Hoffnung glüht im alten Haus" . . .

So sank das Leben von den Mauern
Durch neun Jahrhunderte herab,
Fand unter wehen Tränenschauern
Ein dunkles und vergessnes Grab.

Doch nächtlich, wann der Vollmond flimmert,
Da fliegt herbei der Toten Heer,
Um bleiche Glieder webt und schimmert
Ein stilles lichtverlornes Meer —

Das Meer der Tage, die verflossen,
Der Nächte, die hinabgeträumt —
Bis sie die Zeiten kühl umschlossen,
Und alle Herzen still umsäumt — — —

Einst schweb' auch ich im Reigen nieder,
Vom Ritter Bzenec eingeführt —
Und tanze die verstummten Lieder,
Den Knochenleib mit Band verschnürt.

Und blicke in der Zukunft Reiche
Neugierig hin zur Vollmondnacht —
Und warte, bis das nächste bleiche
Gerippe mir entgegen lacht . . .

KOSMISCHE TRÄUME



MONDLIEDER

I

Kühle hat die Nacht gebracht,
Stille, seidne Silberkühle,
Müde neig' ich, traumessacht,
Mich dem weichumhüllten Pfühle.

Einsam gleich der Winternacht
Ruht mein Haupt auf dunklen Kissen,
Sterne halten um mich Wacht
In den schweren Finsternissen . . .

Sieh, es winkt mit leiser Hand,
Streicht um mich wie Geisterfächeln,
Den Gestirnen zugewandt
Ahn' ich eines Freundes Lächeln.

Über der Gebirge Rand
Hebt ein Antlitz seine bleiche
Schönheit und ein goldner Brand
Sinkt in meiner Seele Reiche.

II

Mit deinen stummen Augen
Weitsinnend blickst du mir zu,
Verlorener Weltenherrscher,
Einsam Gewaltiger du!

Der du in Ätherferne
Sonnenumleuchtet wohnst,
Im Reigen ewiger Sterne,
Ein toter König, thronst.

Du gleitest durch die Sphären
Schweigend, äonenumkreist,
In unermessne Leeren
Dein bleicher Zeiger weist . . .



III

Du hast um mich geworben
Wohl jahrelang,
Mit deinem fernen leisen
Sphärengesang.

Dein silbernes Geheimnis
Umwob mich zart und licht,
Staunend blickt' ich zum Himmel
Und verstand dich nicht, —

Liebte törichte Herzen,
Lauschte trügendem Wort,
Doch deine schimmernden Träume
Umspannen mich fort und fort.

Der Menschen Liebe brachte
Gram und Enttäuschung mir,
Flehend breit' ich die Arme,
Du Ewiger, zu dir —

Der du das Kind umflossen
Mit deinem seligen Schein,
Hülle das sinkende Leben
In deine Schönheit ein!

IV

O komm mit mir auf das stille Meer
Der blauen Einsamkeit,
Des Tages Ufer, schmal und leer,
Entschwinden wunderweit.

Kein Menschenwille bleibt uns nah,
Kein enges Erdenglück,
Was je mein Auge Trübes sah,
Weicht weltenfern zurück.

O komm mit mir auf das stille Meer
Der blauen Einsamkeit,
Und laß mich trinken, mich dürstet so sehr,
Vom Kelch der Ewigkeit.

V

Du küssest meine Finger
Und küssest mein Angesicht,
Du zärtlicher Mond vom Himmel,
Umküß mich mit deinem Licht.

Ich bin deine blasse Liebste,
Du sollst mein Buhle sein,
Gieß tief in meine Seele
Den ruhevollen Schein —

Nimm meine bleichen Glieder
In deine sehnende Kraft
Und küsse das Herz, das kühle
Zu flammender Leidenschaft.

Die trunknen Wünsche fliehen
Auf Träumen zu dir hin, —
Du seliger Liebster, küß mich
Zur Mondeskönigin.

VI

Erzähle mir von deiner toten Nacht,
Von deiner Qualen grauser Ewigkeit,
Wie du der Sterne Treiben rings verlacht
Und stolz dich aufhobst über eignem Leid.

Nicht immer warst du einsam, wie du's bist,
Durch Kampf und Liebe, Ungestüm und Haß
Jagtest du hin, und keine Macht ermißt,
Wie tief die Flamme deiner Qual sich fraß —

Ehe dein Blick zu jener Stille kam,
Die goldig durch den Äther niederglänzt, —
Und friedevoll dein längstverglühter Gram
Die Liebenden mit mildem Licht umkränzt . . .

VII

Auch ich war eine Welt gleich dir,
Der Himmel Sonne holt' ich mir — —
Die gelben Sterne dort, sie wissen
Von meiner Gluten Raserei,
Ich küßte, wie nur Götter küssen —
Da sprang die wilde Lust entzwei.

Die Flamme, die so heiß gedroht,
Ist welk verhaucht, zu nichts verloht,
Nur meine leuchtenden Gedanken
Trag ich noch durch den Weltenraum
Und bin hoch über Erdenschranken
Gleich dir ein müder, toter Traum . . .

VIII

So ziehn wir beide durch die Weiten,
Du dort, ich hier, — ein seltsam Paar,
Aus unsern weißen Händen gleiten
Viel Perlen blaß und wunderbar.

Du streust die deinen über Fluren —
Ich spiele mit der meinen Tand,
In deines Lichtes Silberspuren
Werf' ich sie weit ins fremde Land.

Sie fallen, schimmern und versinken,
Entschwinden hier, verleuchten dort,
Den deinen gleich — Mit mildem Blinken
Flimmert so manche leise fort . . .

Und wenn ein Liebender sie findet,
Der bang von seinem Glücke schied,
Hebt er sie zärtlich auf und windet
Aus Licht und Perlenglanz ein Lied.

SONNENFINSTERNIS

Jetzt ist es dir geglückt, du stehst vor ihr,
Die Herrliche mit deinem Glanz umflutend,
Dein Schatten übergleitet uns und wir
Erbeben, wie in Todesschauern blutend.

Bleigrau drückt uns der Lufthauch, aschenfahl
Sieht jedes Haupt mit Sterbensfurcht umnachtet,
Dich aber schmückt und krönt mit einemmal
Ein Wunderschein, von Leuchten überprachtet —

Die silberne Korona hebt sich breit,
Mit Feuerzungen will sie dich umschlingen,
Und über deinen Lüsten weltenweit
Beginnt das Sonnenlicht sein rotes Schwingen.

Du weichst, du schwindest, der Umarmung Kraft
Wußte die Strahlende sich zu entwinden,
Und zitternd noch vor deiner Leidenschaft
Der Erde Grund gelöste Lichter binden.

DIE FORSCHER

Du Sonnensucher walltest frei durchs All
Und drehtest dich nach eigener Methode,
Trugst Berge, Täler, Rillen, Meer und Wall
So still wie deine glanzumflossenen Tode.

Du schimmertest, ein freundlicher Opal,
Dein Blick flog zärtlich zu der Erde Auen,
Die Menschen sahen dich im milden Strahl,
Du wecktest Liebe, ließest Freude tauen.

Da kam der Forscher ungezählter Zug
Mit Rieseninstrumenten angefahren
Und Logarithmentafeln, jeden trug
Zu dir sein Durst nach neuem Offenbaren.

Auf Teleskopen segelten sie her,
Zerteilten dich in Längen und in Breiten,
Dir ward mit einemmal ein Nektarmeer,
Ein Meer der Stürme, eins der Heiterkeiten.

Krater und Berg benannten sie mit Fleiß
Nach ihren eigenen Söhnen und erhoben
So manchen, von dem nichts die Erde weiß,
Zu dir empor, um Tod mit Tod zu loben . . .

Geduldig trägst du ihrer Wertung Last
Und leuchtest treu, trotz ungesuchter Richter,
Du fühlst es, deine volle Schönheit faßt
Doch nur das Herz der Liebenden und Dichter.

Du denkst: in einem sind die Menschen groß —
Für meines Lichtes unerschöpfte Gaben
Jagen sie tausend Namen auf mich los —
Das Beste wohl, das sie zu schenken haben!

KAM EINER . . .

Kam einer, rüttelte die Weltenpforten,
Daß sie aufsprangen seinem Eisengriff,
Der Sturm von festgefügten Manneswörten
Gewaltig um der Sterne Ohren pfiff.

„So ist es“, sprach er, „und so wird's bestehen,
Nun hab' ich eures Treibens Kraft erkannt
Und das Gesetz vom ewigen Geschehen,
Das flammend euren Stirnen eingebrannt.

Ihr schient ins All planlos hineingeraten
Und manche irre Deutung flog euch an —
Ich fand bewußt die Formel der Quadraten,
Des Lichtes Weltreich hab' ich aufgetan!“

So sprach er stolz und schritt zur Siegeshelle,
Der Erde Stern blieb ohne ihn verwaist,
Und über der Unendlichkeiten Schwelle
Der letzten Sonne zu flog Newtons Geist.

LIEBE

In Welten, die durch Jahrmyriaden gären,
Dient auch die Liebe dem Gesetz der Sphären.

In bleichen Nebeln ringt sich dämmernd los
Ein Feuerkern aus einer Urnacht Schoß.

Er bebt und strebt, flüssige Glut umkreist
Den neuen Stern, der nach den Sonnen weist.

Des Lebens Flammen sprühn aus ihm empor
Und ihn umsaust der Stürme wilder Chor.

Er schmückt sich mit erlesener Götterkraft,
Weich wogt die Schönheit, die sein Wille schafft . .

Einst friert der Stern, bis er zu Frost erstarrt —
Der Eiszeit Graun erloschne Liebe narrt.

ERDE

Ein weißer Nebel hüllt die Wolken ein,
Als wolltest, Erdenball, du dich entwinden
Dem lichtdurchwobnen Dunst, um neues Sein
Fern der Ellipse flacher Bahn zu finden.

Wohl mag es dich verdrießen, immerdar
Im Weltenall nur den Planet zu spielen,
Du hübst dich gern aus der Gefährten Schar
Und ragtest hoch zu eignen Sonnenzielen . . .

Du alte Erde, ich verstehe dich,
Auch ich wär's müde, stets in gleichen Gleisen
Dienend um die Gebieterin zu kreisen,
Vor der mein eigner hehrer Glanz erblich.

Ich bin gleich dir von einem stolzen Stein;
Wo soviel Sonnen glühn rings in den Sphären
Und Satelliten sich zur Lust gebären,
Wollt' lieber Sonne als Planet ich sein.

Und stürzte auch dereinst der Kinder Schar
Zurück zu meinem Schoß in Weltenbränden, —
Ich winkte mit den goldnen Sonnenhänden
Und schwäng' im Sturm mein flammenlodernd Haar

Und tötete, zum letzten Sieg bereit,
Auflachend meine Brut, so sehr sie flehte — —
Von meinem Sonnenleben aber wehte
Ein Zodiakallicht durch die Ewigkeit!

INHALT

NATUR UND VOLK

MEIN LAND

DER ARBEITER

ZIGEUNER

WEIB

DES WEIBES SANG

MARIA UND RIZIO

AUS DUNKLER SEELE

EINSAMKEIT

DIE WITWE

KINDER

